

## Fremdsprachen als Barrieren in der Wissenschaft?

Rezension von: Large, J. A.: *The foreign-language barrier. Problems in scientific communication.* – London: Deutsch 1983.  
(= The Language Library.)

Die Informationsflut oder, wie Large präziser formuliert, die "document explosion" als charakteristisches Merkmal der modernen Wissenschaft erschwert es dem Wissenschaftler, benötigte spezielle Informationen und Informationsquellen rasch aufzufinden. Und selbst wenn er sie identifiziert hat, sind sie – wegen der unterschiedlichen physischen Verfügbarkeit von „Dokumenten“ – nicht immer erreichbar. Dies ist nur *eine* Barriere in der wissenschaftlichen Kommunikation neben anderen. Am folgenschwersten ist für L. die fremdsprachliche Barriere in der Rezeption von wissenschaftlichen Informationen.

L. beschränkt sich in seiner Untersuchung auf gedruckte wissenschaftliche Informationen, nicht berücksichtigt sind mündliche Kommunikationsformen in Seminaren, auf Kongressen, internen Besprechungen, Telefongespräche wie auch individuelle Korrespondenz usw., obwohl auch sie – wie der Autor betont – eine nicht zu unterschätzende Rolle in der wissenschaftlichen Kommunikation spielen. Als Folge dieser Beschränkung sind Fragen der Übersetzung ein wichtiges Diskussionsthema des vorliegenden Buches, während z.B. Probleme des Dolmetschens unberücksichtigt bleiben müssen. Eine weitere Eingrenzung der Thematik nimmt L. vor, indem er die fremdsprachlichen Barrieren nur für englischsprachige Wissenschaftler untersucht und ausschließlich Beispiele aus dem US-amerikanischen und britischen Wissenschaftsbereich nimmt. Wissenschaft meint dabei in erster Linie – wie den referierten Untersuchungsergebnissen zu entnehmen ist – die Natur- und Ingenieurwissenschaften; die Geistes- und Sozialwissenschaften werden nur gelegentlich erwähnt.

Rund 60 Sprachen – neben der Kunstsprache Esperanto – spielen heute nach Auffassung von L. eine Rolle bei der Literatursuche in zahlreichen Wissenschaftsbereichen und bei komplexen Untersuchungsobjekten. Aber auch wenn die wissenschaftlichen Inhalte in verschiedenen Sprachen gefaßt werden, so sind sie in ihrer Zielsetzung, ihrem Geltungsanspruch und in ihrer Relevanz doch sprachenunabhängig. Realistisch sieht L. – der im bibliothekarischen und bibliographischen Dokumentationswesen zu Hause ist – die verschiedenen Grün-

de für das wissenschaftliche Publikationswesen: "In order to establish priority, to consolidate prestige and to inform a wide audience of research findings, it is necessary to publish" (S. 2).

Einige schlagende Beispiele möglicher Auswirkungen einer wissenschaftlichen Sprachbarriere im Bereich der Medizin (tödliche Pilzvergiftung in den USA, weil das Gegenmittel, beschrieben in deutschen, tschechischen, französischen und polnischen Arbeiten, von der US-amerikanischen Medizin nicht rechtzeitig rezipiert worden war), im Bereich der Elektrotechnik (kostspielige doppelte Forschungsarbeiten, da sowjetische Ergebnisse, die in den USA in russischer Sprache vorlagen, nicht rezipiert wurden) und im Bereich des Pflanzenschutzes (falsche Übersetzung aus dem Französischen ins Englische mit der Folge öffentlicher Gesundheitsgefährdung) geht L. daran, die "foreign-language barrier" zu operationalisieren. Er wertet einmal Untersuchungen über die Inanspruchnahme von Informationsmitteln innerhalb von britischen und amerikanischen Bibliotheken, zum anderen Untersuchungen über die Literaturverweise in wissenschaftlichen Publikationen von britischen und US-amerikanischen Autoren aus, die auf der Annahme gründen, daß die Nachfrage nach bzw. das Zitieren von fremdsprachiger Literatur mit einer entsprechenden Benutzung und Auswertung dieser Literatur korreliert. Beide Parameter ergeben, daß die betreffenden englischsprachigen Autoren (nicht eingeschlossen die Geisteswissenschaftler) in der Regel englischsprachige Titel in über 90% aller Buchausleihen nachfragen wie auch in ihren wissenschaftlichen Arbeiten zitieren. Nur etwa 1/10 sind fremdsprachige Titel.<sup>1</sup>

Dieser Tatbestand kann aber auch andere Ursachen als die einer fremdsprachigen Barriere haben. L. nennt als die beiden wichtigsten Erklärungsmöglichkeiten, daß dieses Nachfrage- bzw. Zitierungsverhältnis nur das tatsächliche quantitative Angebot von englischsprachiger und anderssprachiger Literatur verhältnismäßig widerspiegeln oder daß dieses Verhältnis dem Verhältnis der Qualität der betreffenden englisch-/fremdsprachigen Literatur entspreche. Um zunächst die Erklärungshypothese des Angebotsverhältnisses zu überprüfen, zieht L. statistische Erhebungen über die Häufigkeitsverteilung von wissenschaftlichen Zeitschriftentiteln auf verschiedene Sprachen heran: Nach der letzten Übersicht von Wood (1967) stellen sich folgende Relationen dar: Englisch 46%, Russisch 14%, Deutsch 10%, Französisch 9%, Japanisch 4%, Spanisch und Italienisch je 3%. Wenn auch die Prozentzahlen divergieren, so ist doch die Rangfolge der Sprachen identisch in den Untersuchungsergebnissen über die Sprachverteilung in einem Korpus von indexierenden und Abstraktzeitschriften

1 Das Verhältnis zwischen Ausleihungen und Zitierungen fremdsprachiger Literatur in einer umfangreichen Untersuchung an der Universität Sheffield ergab im Detail, daß nur etwa 4% fremdsprachige Literatur ausgeliehen wurde, aber ca. 10% zitiert wurde. Dies erklärt L. mit dem Zitierverhalten von Wissenschaftlern, die häufiger Literaturzitate fremdsprachiger Literatur aus anderen Arbeiten übernehmen, ohne die fremdsprachigen Originale heranzuziehen. Zur Sheffield-Studie siehe Hutchins/Pargeter/Saunders (1971).

von 1977 wie auch in einer Untersuchung des Autors von naturwissenschaftlichen Literaturdatenbasen (Ellen 1979). L. handelt diese Ergebnisse mit Sorgfalt und mit Vorbehalten, denn alle diese Ergebnisse können durch die untersuchte Datenmenge, die Methode der Datengewinnung, den Zeitpunkt der Erhebung und die Datenlieferanten beeinflusst sein. So können die Ergebnisse, wie L. vermutet, selbst bereits Opfer der Sprachbarrieren sein, wie die Ergebnisdivergenzen zu einer vergleichbaren französischen Untersuchung von 1979 vermuten lassen (Pellissier 1980). Dort ist die Sprachrangfolge in der französischen Abstraktzeitschrift *Bulletin signalétique*, die ebenfalls die fachlich relevante Literatur vollständig zu erfassen behauptet, folgendermaßen: Englisch 57%, Französisch 12%, Russisch 12%, Deutsch 8%, andere Sprachen 11%. Ähnlich divergieren die Ergebnisse einer Auswertung des russischen Referateorgans *Referativnyj žurnal*, in dem nach Englisch mit ca. 50% das Russische mit 25% vertreten ist (Lastovka 1975).

Diachronische Untersuchungen zum sprachbezogenen Publikationsverhalten von Wissenschaftlern zeigen, daß in den letzten Jahrzehnten auch von nicht englischsprechenden Wissenschaftlern außerhalb Amerikas und Großbritanniens zunehmend in Englisch publiziert wurde. Darauf zu hoffen, daß sich bei Fortsetzung dieses Trends das Barriereproblem von selbst löst, findet L. trügerisch: Die starke Zunahme neuer Sprachen in der wissenschaftlichen Kommunikation, das Hineinwachsen von neuen Industrie-, Schwellen- und Entwicklungsländern in die internationale Wissenschaftsgemeinschaft im Zusammenwirken mit einem wachsenden Widerstand gegen die Hegemonie des Englischen könnten schon bald diesen Trend umkehren. Trotz des Englischen als quasi internationalem Medium in den Naturwissenschaften bleiben – so L. – quantitativ große Bereiche der wissenschaftlichen Literatur in nichtenglischer Sprache dem englischsprechenden Wissenschaftler verschlossen. Sein sprachdifferenziertes Leseverhalten entspricht, wie die statistischen Ergebnisse zeigten, keineswegs dem Sprachenangebot in der Wissenschaft.

Um auf die Frage nach der Qualität als möglichen Grund für die Bevorzugung englischsprachiger Literatur durch englischsprachige Wissenschaftler eine Antwort zu finden, zieht L. Ergebnisse von Wissenschaftlerbefragungen in verschiedenen Fächern über die wissenschaftliche Bedeutung und Leistung von nicht-englischsprachigen Ländern für das jeweilige Fach heran sowie über das selbstempfundene sprachbezogene Defizit, relevante Beiträge aus diesen Ländern, die ihnen kürzlich begegneten, nicht rezipieren zu können. Hier wird die wissenschaftliche Bedeutung dieser Länder erheblich höher eingeschätzt als deren Literatur von den US-amerikanischen und britischen Wissenschaftlern rezipiert wird. 2355 Wissenschaftler und Technologen empfanden es zwischen 55% (Mathematik) und 80% (Agrarwissenschaft, Medizin, Biologie) als Defizit, einen kürzlich vorgefundenen Beitrag nicht lesen zu können (Wood 1967). Weitere Untersuchungen zeigen, daß auch – wenn auch in weniger starkem Maße – nichtenglischsprachige Autoren überwiegend Autoren ihrer eigenen Sprache zi-

tieren. Dieses allgemeingültige Phänomen spricht aber ebenfalls gegen die Auffassung, daß die englischsprachige Literatur und ihr wissenschaftlicher Informationsgehalt relevanter, qualitativ besser sei als die anderssprachige wissenschaftliche Literatur.

L. schließt aus all diesen Untersuchungen, daß die *fremdsprachliche Barriere* die Hauptursache für das Rezeptionsverhalten der britischen und amerikanischen Wissenschaftler ist, und fragt nun nach den Gründen und Wegen eines Abbaus dieser Barriere.

Die Gründe sieht er u.a. im britisch-amerikanischen Schul- und Collegesystem, seiner Vernachlässigung des Fremdsprachenunterrichts, in fehlender Motivation, in sozialen und isolationistischen Tendenzen, die insgesamt die Situation nach seiner Auffassung künftig eher noch verschlechtern werden.<sup>2</sup> Einen mit Verve vertretenen Ausweg sieht L. in der Übersetzung wissenschaftlicher Literatur.

Dabei unterscheidet er strikt zwischen der Übersetzung etwa von literarischen und der von fachsprachlichen Texten. Die Wissenschaftssprachen (die Sprachen der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen), die den wissenschaftlichen Inhalt möglichst genau und eindeutig übermitteln wollten, seien einer Übersetzung besonders leicht zugänglich. Seinem Verständnis von Wissenschaftssprache bzw. den wissenschaftlichen Fachsprachen liegt die traditionelle fachsprachentheoretische Auffassung zugrunde, wie sie im englischen Sprachbereich auch von T.A. Savory (1967) vertreten wurde: Fachsprache manifestiert sich als Subvarietät der Standardsprache lexikologisch in der Terminologie und grammatikalisch in einigen wenigen charakteristischen grammatischen Strukturen. Die Übersetzung von wissenschaftlichen Texten scheint L. umso leichter möglich, als die "Scientific Community" international ist und eine gemeinsame „Kultur“ aufweist.

Da aber qualifizierte Übersetzer nicht ausreichend verfügbar sind, kostspielig und zeitraubend arbeiten, sieht L. einen Ausweg in der automatischen Übersetzung. Von den Anfängen ihrer Versuche 1933 in Rußland und Frankreich über ihre Desillusionierung durch den niederschmetternden ALPAC-Bericht (Automatic Language Processing Advisory Committee) von 1966 bis hin zu den heute arbeitenden automatischen und halbautomatischen Übersetzungssystemen widmet L. ihrer Entwicklung, ihren theoretischen und praktischen Problemen, ihren Teilerfolgen breiten Raum. Eines der einfachsten, heute noch von verschiedenen Organisationen und Unternehmen verwendeten Übersetzungssystem ist SYSTRAN, ein Übersetzungssystem der ersten Generation, entwickelt von Pe-

2 Interessant ist in diesem Zusammenhang die Bemerkung Larges, daß besonders in der Vergangenheit in den USA Sprecher mit Fremdsprachenkenntnissen mit einem Stigma behaftet waren, weil sie meistens den sozial schwächeren Schichten angehörten und vorwiegend in Immigrantenkreisen anzutreffen waren, in sozialen Gruppen also, die nicht voll integriert und assimiliert sind.

ter Toma 1970 in Kalifornien. SYSTRAN wurde 1976 für Übersetzungen zwischen verschiedenen EG-Sprachen auch bei der Europäischen Gemeinschaft eingeführt (Toma 1977). Prüfungen der EG ergaben etwa 78% Verständlichkeit des automatisch übersetzten Textinhalts, 73% Genauigkeit und 76% Stiladäquatheit im Vergleich mit der Vorlage. Wegen des hohen Aufwandes an Übersetzungskorrekturen wird dieses System von der EG heute aber nur für die Rohübersetzung von Abstrakts für das Euronetz-Informationssystem DIANE eingesetzt. Ein späterer Test des SYSTRAN-Teilsystems Russisch-Englisch ergab nur zwischen 25% und 60% Verständlichkeit (Übersetzungsbeispiele bringt L. in Anhang). Eine Neuentwicklung versucht die EG seitdem mit EUROTRA, das alle Sprachen der EG abdecken soll. Die neuesten Übersetzungssysteme der dritten Generation sind weniger einzelsprachlich orientiert. Indem sie die Entwicklung der Künstliche-Intelligenz-Forschung mitvollzogen haben, operieren sie nur rudimentär auf den morphologisch-syntaktischen Oberflächenstrukturen der Sprache, versuchen vielmehr, in einer generellen maschineninternen nichtsprachspezifischen Repräsentationssprache tiefenstrukturelle semantisch-pragmatische Strukturen und Konzepte darzustellen, die im Übersetzungsprozeß dann, je nach den beteiligten Sprachen, mit entsprechenden sprachspezifischen Wörterbüchern und Transformationsgrammatiken in die einzelsprachlichen Oberflächenstrukturen überführt werden. In vergleichbarer Weise werden die Oberflächenstrukturen der zu übersetzenden Sprache auf diese interlinguale Repräsentationssprache zurückgeführt (vgl. etwa Wilks 1973).

Eine Alternative zur maschinellen Übersetzung sieht L. in der maschinenunterstützten manuellen Übersetzung, die Textverarbeitungssysteme, Terminologiedatenbanken und maschinengespeicherte Wörterbücher zu Hilfe nimmt. Einige der bekannteren sind hier die von Siemens entwickelte mehrsprachige Datenbank TEAM (*Terminologieerfassungs- und Auswertungsmethode*) (Schulz 1977, Tanke 1979, Brinkmann 1981) und das mehrsprachige EURODICAUTOM (*European Automatic Dictionary*) (Goetschalckx 1979, Sager 1979).

L. untersucht auch, inwieweit der enorme Bedarf an Übersetzungen wissenschaftlicher Literatur heute gedeckt wird, und befürwortet die zunehmende Tendenz, daß Monografien und Zeitschriftenartikel mit mehrsprachigen Kurzfassungen versehen werden, so daß sie auch dem nichtfremdsprachkompetenten Leser ermöglichen, zu entscheiden, ob die Informationen für seine Arbeit relevant sind oder nicht und ob es sich lohnt, eine (u. U. bereits vorhandene) Übersetzung nachzufragen.

Ein letzter von L. diskutierter Versuch, die Sprachbarrieren in der wissenschaftlichen Kommunikation zu überwinden, ein Versuch, der bereits eine mehrhundertjährige Geschichte hat, ist die Propagierung einer internationalen Hilfsprache. Es ist bemerkenswert, daß solche meist künstlichen Sprachen immer nach größeren Kriegen neuen Auftrieb bekamen und die Hoffnung erweckten, eine Garantie für Frieden und spannungsfreien Austausch zwischen den Völkern zu sein. So schrieb H. W. Harrison während des II. Weltkrieges: "There is

only one way by which permanent peace can be brought to the peoples of Europe, and that ist, through a common speech" (zitiert nach Large, S. 137).

Large zeichnet die Entwicklung der verschiedenen künstlichen Sprachen, von den ersten Versuchen im Europa des 17. Jahrhunderts aus philosophischer Richtung zur Konstruktion von idealen *a-priori*-Sprachen (unabhängig von natürlichen Sprachen) über die *a posteriori*-Sprachen (auf natürlich-sprachlichen Grundlagen entwickelt) *Volapük*, *Ido*, *Novial*, *Occidental* bis zu *Esperanto* und *Interlingua*. Aber selbst in der weitestverbreiteten Sprache *Esperanto* sieht L. keinen Lösungsweg, da sie trotz ihrer 100jährigen Geschichte keine allgemeine Verbreitung gefunden hat und auch in Zukunft nicht finden dürfte. Dabei haben künstliche Sprachen zwei fundamentale Vorteile gegenüber jeder gesprochenen natürlichen Sprache: Sie können nach logisch-rationalen Gesichtspunkten konstruiert werden, und sie widerspiegeln nicht eine bestimmte Nation, ein bestimmtes politisches System, eine bestimmte Kultur, eine bestimmte Weltanschauung, was Widerstände bei der Übernahme durch andere Nationen, Kulturen usw. hervorrufen könnte.

Als internationale Hilfssprache in der Wissenschaft kann auch eine natürliche Sprache dienen, und diese Funktion hatte bis vor wenigen Jahrhunderten noch das Latein und hat heute in begrenztem Maße das Englische. Jede natürliche Sprache hat allerdings, wie L. weiter ausführt, die Nachteile der Natürlich-sprachlichkeit (nicht ausschließlich nach logischen Gesichtspunkten konzipiert) und kultureller, soziologischer und psychologischer Widerstände der anderssprachigen Sprachgemeinschaften (verwiesen wird etwa auf die Widerstände Frankreichs gegen die Vormachtstellung des Englischen). L. zitiert den russischen Autor M. I. Isaev, der, mit einem nichtausgesprochenen Seitenhieb auf das Englische, die ökonomisch-politischen und kulturellen Nachteile der Sprachgemeinschaften thematisiert, deren Sprachen nicht zur Weltsprache erhoben würden, und die Nachteile ihrer Wissenschaftler im Vergleich zu den Vorteilen der Wissenschaftler, die der auserwählten Sprachgemeinschaft angehörten: Die Wissenschaftler der letzteren würden sich in einer privilegierten Situation befinden; sie würden erheblich mehr Zeit für die Wissenschaft zur Verfügung haben im Vergleich zu den Wissenschaftlern anderer Sprachgemeinschaften, da sie keine Zeit für das Erlernen fremder Sprachen verwenden müßten. "Hundreds of millions of hours of working time will be economised and this country will take the lead in the development of science" (zitiert nach Large, S. 142). Zum zweiten würde dieses Land die Möglichkeit der ökonomischen und ideologischen Expansion haben, denn in den ökonomisch-politischen Beziehungen zu den übrigen Ländern würde dieses Land ein Übergewicht gewinnen aufgrund der technisch-industriellen Normen und Spezifikationen (die sich aus den wissenschaftlichen Arbeiten ergeben würden), aufgrund der Werbung und der Massenmedien. Spätestens hier taucht der Gedanke auf, ob die Vorzugsstellung des Englischen nicht tatsächlich die Ursache für die Ausbreitung der anglo-amerikanischen Ideologie, Lebensweise, Kultur und Wirtschaftsmacht bis in die ärmsten und zurückge-

bliebensten Entwicklungsgebiete der Erde ist. Aber gleich drängt sich das Bild vom Huhn und dem Ei auf. Das weltweite Ansehen einer Sprache und auch die bewußte oder unbewußte Entscheidung eines Wissenschaftlers, in dieser Sprache zu schreiben und Informationen aus dieser Sprache zu rezipieren, resultiert aus einem komplexen psychologischen Vorgang und nicht aus politisch-ökonomischen Zwängen. Sprache und sprachliches Verhalten ist nur ein Instrument zum Ausdruck nichtsprachlicher Bedürfnisse, Einschätzungen, gesellschaftlicher Norm-, Wert- und Erwartungsvorstellungen. Diese lassen sich nicht dadurch verändern, daß die Sprache geändert wird.

Der Argumentation von Isaev können auch andere Schlußfolgerungen entgegengehalten werden: Der anfängliche Nachteil der anderssprachigen Nationen und Sprechergruppen gegenüber der privilegierten Sprechergemeinschaft mit internationaler Sprache wird sich zum Vorteil umkehren, da das notwendige Erlernen einer (oder mehrerer) weiterer Sprachen neben der Muttersprache einen Zugewinn von Sach- und Weltwissen, von Kreativitätspotentialen und kognitiven Fähig- und Fertigkeiten bedeutet, die sie gegenüber der Sprachgemeinschaft mit international geltender Sprache in allen Lebensbereichen überlegen werden lassen. Eine weitere Frage wirft L. selbst bezüglich des Englischen auf: Kann die ursprüngliche Sprachgemeinschaft, deren Sprache zur internationalen Verkehr- und Verständigungssprache wird, ihre kulturelle Identität bewahren, ihre Sprache entsprechend ihren Kommunikationsbedürfnissen prägen, beeinflussen, verändern, oder ist ihre sprachlich-kulturelle Identität der internationalen Sprechergemeinschaft ausgeliefert?

Aus dieser Perspektive sind an die Lösungsvorschläge des Autors für eine Überwindung der fremdsprachlichen Barrieren aus britisch-amerikanischer Sicht einige Bedenken zu richten. Inwieweit kann das Rezeptions- (und als Folge dessen das Zitierverhalten) britischer und US-amerikanischer Wissenschaftler tatsächlich beeinflußt werden durch ein reichhaltigeres Angebot (automatisch) übersetzter fremdsprachiger Literatur? Die Sheffield-Studie zeigte, daß vorhandene englische Übersetzungen anderssprachiger wissenschaftlicher Literatur von den befragten Wissenschaftlern ebensowenig rezipiert wurden wie die fremdsprachigen Originale.<sup>3</sup> Rezipiert wurden überwiegend nur die Arbeiten von befreundeten oder in Kontakt stehenden Kollegen, außerdem nur die Arbeiten von im Fach allgemein bekannten Autoren (und dieses Ergebnis dürfte nicht nur für Großbritannien und die USA zutreffen). Dieses Verhalten scheint mir nicht allein und nicht einmal ausschlaggebend durch ein größeres Angebot an übersetzten wissenschaftlichen Informationen verändert werden zu können. Vielmehr muß sich das Einstellungsverhalten zur wissenschaftlichen Arbeitswei-

3 Für L. scheint das Deutsche eine „Fremdsprachenbarriere“ zu sein, da in seiner ausführlichen und viele fremdsprachliche Arbeiten enthaltenden Bibliographie kein deutscher Titel aufgeführt ist. So auch nicht die für seine Fragestellungen interessanten Vorträge, die im Rahmen des Marburger Forum Philippinum gehalten wurden (Philipp 1977).

se, dessen Grunddispositionen und Motive durchaus denen gleichen, die verantwortlich sind für das geringe Interesse am Erlernen fremder Sprachen, ändern. Dann wird sich der Wissenschaftler, der sich systematisch um für sein Fach und seine persönliche Arbeit relevante Informationen bemüht, auch nicht durch fremdsprachliche Barrieren davon abhalten lassen, sich in die Lage zu versetzen, diese Literatur zu rezipieren. Für ihn sind Übersetzungen eine wichtige Hilfe zur schnellen ersten Orientierung. Sie sollten ihn dennoch nicht – da es gute und weniger gute Übersetzungen gibt und da die Übersetzung in gewissem Grade bereits eine Interpretation des übersetzten Textes ist (mit der Möglichkeit der Fehlinterpretation) – dazu verleiten, auf die Heranziehung des Originals zu verzichten. Dies bedeutet in letzter Konsequenz, die Fremdsprache(n) selbst zu erlernen oder einen kompetenten Übersetzer (und dies kann heute noch kein maschinelles Übersetzungssystem sein) hinzuzuziehen und zu befragen.

Die Vielfalt der von L. zusammengeführten (teilweise selbst gewonnenen) Untersuchungsergebnisse, ihre sorgfältige Darstellung und kritische Diskussion, seine Suche nach Lösungsmöglichkeiten machen das Buch zu einer interessanten Einführung in das wissenschaftliche Rezeptions-, Zitier- und Publikationsverhalten und die Probleme wissenschaftlicher Barrieren. Seinen Fingerzeig für seine britischen und amerikanischen Wissenschaftlerkollegen, für die Ausbildungssituation und die verantwortlichen staatlichen Stellen sollten wir auch für uns gelten lassen und daraus bildungspolitische Konsequenzen für den Fremdsprachenunterricht und persönliche Konsequenzen für unsere wissenschaftliche Arbeit ziehen.

### Literaturnachweis

- [Brinkmann 1981] Brinkmann, K. H.: *Use of the TEAM terminology data bank for the terminology work of the DIN*. – In: International forum on information and documentation 6, 2 (1981), 28–29.
- [Ellen 1979] Ellen, S. R.: *Survey of foreign-language problems facing the research worker*. – In: Interlending review 7 (1979), 31–41.
- [Goetschalckx 1979] Goetschalckx, J.: *EURODICAUTOM*. – In: Translating and the computer. Ed. by B. M. Snell. – Amsterdam: North Holland 1979. S. 71–75.
- [Hutchins / Pargeter / Saunders 1971] Hutchins, W. J. / Pargeter, L. J. / Saunders, W. L.: *The language barrier: a study in depth of the place of foreign-language materials in the research activity of an academic community*. – Sheffield: University of Sheffield 1971.
- [Lastovka 1975] Lastovka, E. V.: *Struktura naučnog informacionog potoka po biologii*. – In: Naučno-tehnička informacija, Ser. 1, No. 11 (1975), 15–20.
- [Pelissier 1980] Pelissier, D.: *PASCAL database file description and online access on ESA/IRS*. – In: Online review 4, 1 (1980), 13–14.
- [Philipp 1977] *Information und Gesellschaft. Bedingungen wissenschaftlicher Publikation*. (Marburger Forum Philippinum). hrsg. von F. H. Philipp. – Stuttgart: Wissensch. Verlagsgesellschaft; Frankfurt: Umwelt-Medizin 1977.

- [Sager 1979] Sager, J. C.: *The computer and multilingualism at the European Commission*. – Lebende Sprachen 24, 3 (1979), 103–107.
- [Savory 1967] Savory, T. H.: *The language of science*. Rev. edition. – London: Deutsch 1967.
- [Schulz 1977] Schulz, J.: *A terminology data bank for translators: methods of interrogating in the TEAM system*. – In: *Overcoming the language barrier*, vol. 1. Ed. by Commission of the European Communities. – München: Verlag Dokumentation 1977. S. 153–188.
- [Tanke 1979] Tanke, E. H.: *Implementing machine aids to translation*. – In: *Translating and the computer*. Ed. by B. M. Snell. – Amsterdam: North Holland 1979. S. 45–69.
- [Toma 1977] Toma, P. P.: *SYSTRAN as a multilingual machine translation system*. – In: *Overcoming the language barrier*, vol. 1. Ed. by Commission of the European Communities. – München: Verlag Dokumentation 1977. S. 569–581.
- [Wilks 1973] Wilks, Y.: *An artificial intelligence approach to machine translation*. – In: *Computer models of thought and language*. Ed. by R. C. Schank and K. M. Colby. – San Francisco: Freeman 1973. S. 114–151.
- [Wood 1967] Wood, D. N.: *The foreign-language problem facing scientists and technologists in the United Kingdom: report of a recent survey*. – In: *Journal of documentation* 23 (1967), 117–130.

Eingereicht am 7.11.1983

Karen H. Ebert

*Wo ist 'da' in Papua?*

Rezension von: *Here and there. Cross-linguistic studies on deixis and demonstration.* (Eds.): Jürgen Weissenborn, Wolfgang Klein. – Amsterdam: Benjamins 1982. vi, 298 S.

Die 13 Aufsätze des zu rezensierenden Bandes basieren in der Mehrzahl auf Vorträgen, die auf der ersten Jahrestagung der DGfS 1979 in Tübingen gehalten wurden. Wie bei solchen Sammelbänden üblich, sind die einzelnen Beiträge recht heterogen und unterschiedlicher Qualität. Es wird ein breites Spektrum von Sprachen abgedeckt, in der Reihenfolge der Beiträge: Hausa (Hill), Deutsch (Ehrich), Swahili (Opalka), Eipo, Yale (Heeschen), Tolai (Mosel), Spanisch (Hottenroth), Finnisch und Ungarisch (Bátori), Russisch und Tschechisch (Hauenschild), der Dialekt von Mönchengladbach (Hartmann), Japanisch (Coulmas), Hopi (Malotki), Chinesisch (Pasierbski), Diyari (Austin).

Den Schwerpunkt der Beiträge in der ersten Hälfte des Bandes bildet die lokale Deixis; in der zweiten Hälfte werden die Personendeixis, aber auch die Bereiche der Demonstrativa und der Anaphora thematisiert, die ja insofern eng zusammenhängen, als Pronomen der 3. Person anaphorisch sind und sich, wie auch die Artikel, aus einer anaphorischen Verwendung von Demonstrativen entwickeln.

Die Herausgeber fassen in der Einführung die einzelnen Beiträge kurz zusammen, ohne sie jedoch in bezug auf die erwähnte Frage nach einer „implicational hierarchy“ oder die Thesen von Denny und Keenan (s. u.) auszuwerten. Die Bühlersche Analyse der Zeigarten halten die Herausgeber für im wesentlichen richtig, weisen jedoch auf in einzelnen Beiträgen vorgeschlagene Modifizierungen hin.

Die Herausgeber hätten wohl gut daran getan, für das Korrekturlesen eine des Englischen kundige Person zu engagieren. Der Band wimmelt nämlich nicht nur von Druckfehlern, sondern auch von Rechtschreibbefehlern (z. B. *divices* (1), *coastel. therfore* (111), *seperate* (113) ...).

## 1. Lokale Deixis

Clifford Hills Aufsatz "Up/down, front/back, left/right. A contrastive study of Hausa and English" (13–42) steht insofern etwas isoliert am Anfang des Bandes, als er den einzigen Beitrag zu den unterschiedlichen deiktischen Verwendungsweisen körperorientierter Terme darstellt. Ein Satz wie (1) kann entweder *non-deiktisch* (intrinsisch) verstanden werden:

(1) Der Kugelschreiber liegt vor dem Telefon.

oder *deiktisch*, wobei zwei Sichtweisen zu unterscheiden sind:



Abb. 1



Abb. 2

Ein Hausa würde eine wortwörtliche Übersetzung von Satz (1)

|      |           |     |             |    |             |
|------|-----------|-----|-------------|----|-------------|
| Ga   | bironka   | can | gabe        | da | telefoni    |
| Guck | Kuli-dein |     | Vorderseite |    | mit Telefon |

im Sinne von Abb. 1 verstehen, während er die übliche Interpretation des deutschen Satzes (Abb. 2) so ausdrücken würde:

|    |         |     |           |    |           |
|----|---------|-----|-----------|----|-----------|
| Ga | bironka | can | baya      | da | telefoni. |
|    |         |     | Rückseite |    |           |

Die „aligned strategy“, die wir im Deutschen z. B. auch verwenden, wenn wir bei Fortbewegung spätere Orte als weiter *vorne* bezeichnen, ist wie die intrinsische Sicht eher objektzentriert, die „facing strategy“ dagegen beobachterzentriert. Welche Strategie bevorzugt wird, ist kulturabhängig. Es konnte in Experimenten nachgewiesen werden, daß

- Hausa-Studenten häufiger als (weiße) amerikanische Studenten eine non-deiktische Strategie verwenden (74,4% : 40%),
- Hausa-Studenten im Englischen etwas seltener non-deiktische Strategien verwenden als im Hausa (63,3%),
- Hausa-Studenten im Englischen seltener eine „aligned strategy“ verwenden

als im Hausa (34,4% : 62,2%); zum Vergleich amerikanische Studenten: 2,6%,

- schwarze Studenten in New York City häufiger die „aligned strategy“ verwenden als weiße.

Hill weist ferner darauf hin, daß in asiatischen Sprachen der deiktische Gebrauch lokativer Ausdrücke sehr viel seltener ist als in indoeuropäischen. Diese Daten könnten leicht dazu verführen, hier Beweise für einen indoeuropäischen Egozentrismus zu sehen. Hill warnt jedoch (Anm. 17) unter Hinweis auf Untersuchungen von Tanz zum Spracherwerb vor einer solchen vorschnellen Interpretation. Um deiktische Ausdrücke zu verstehen (und zu lernen), muß man sich nämlich in die andere Person hineinversetzen können; nicht-deiktische Terme erfordern dagegen kein solches „Umdenken“.

Auch aus der Tatsache, daß in vielen Sprachen der Sprecher bei *kommen* und *gehen* seine Perspektive beibehält, auf die Frage 'Kommst du heute abend?' also nicht mit 'Ja, ich *komme*', sondern 'Ja, ich *gehe*' antwortet (so z. B. im Japanischen, Coulmas 213; im Ungarischen, Batori 161; im Spanischen, Hottenroth 145), kann man wohl weder auf egozentrisches noch auf objektives Denken schließen.

Einen weiteren Beitrag zur lokalen Deixis einer afrikanischen Sprache verspricht Hubertus Opalkas Aufsatz "Representations of local ni-deixis in Swahili in Relation to Bühler's 'Origo des Zeigfelds'" (65-79). Der Titel ist allerdings irreführend - und vieles in den darauffolgenden Seiten auch. *-ni* ist einfaches Lokativsuffix und hat mit Deixis nichts zu tun. Einen Lokativ in Subjektposition zu verwenden, ist in afrikanischen Sprachen üblich und muß nicht zu so künstlich verfremdenden Übersetzungen führen wie "*sea-within-ness* it with animal" (72) für *bahari-ni kuna nyama* 'Im Meer gibt's Tiere'. Ein anderer „frame of orientation“ läßt sich damit sicher noch nicht belegen.

Auch die lokalen Affixe haben mit Deixis wenig zu tun. Opalka gibt als „underlying frame of orientation“ (?) an:

- ko- indefinite place, direction
- po- definite place, position
- mo- area 'alongness', 'withinness' (72)

Auf die Frage

(2) *kisu kiko wapi* 'wo ist das Messer?'

kann geantwortet werden

- a) *kiko sandukuni* 'auf/in der Kiste' (oder: bei, K. E.)
- b) *kipo sandukuni* 'auf der Kiste' (oder: bei/in, K. E.)
- c) *kimo sandukuni* 'in der Kiste'

In a), so Opalka, sei das Messer weit weg vom Sprechort, in b) nahe beim Hörer, in c) "it is *in* something" whereby the speaker can also be included: 'it is in the box'" (77). Diese deiktische Interpretation der lokativen Suffixe wird weder durch die einschlägige Literatur noch von kompetenten Sprechern bestätigt. Sprecher- oder Hörernähe spielen für die Verwendung keine Rolle; es handelt sich eher um Grade der Präzisierung. Wenn auf die Frage 'Wo ist der Tisch?' geantwortet wird

(3) *i-mo bustani-ni* 'Er ist im Garten'

so impliziert das – entgegen Opalkas Behauptung – ebensowenig, daß der Sprecher auch im Garten ist, wie

(2c) *ki-mo sanduku-ni*

bedeutet, daß der Sprecher mit in der Kiste sitzt!

Es sei noch angemerkt, daß die Danksagung auf S. 65 neben dem obsoleten *ahsante* (statt *asante*) und einem vermutlichen Druckfehler (*sane* statt *sana*) eine falsche Konkordanz enthält (*wangu* statt *yanu*) und daß *-karibu* wohl eher auf das arabische Adjektiv *قريب qar-* zurückgeht als auf das Verb *قرب qarub* [a] (75).

Einen der interessantesten Beiträge des Bandes bildet Volker Heeschens "Some systems of spatial deixis in Papuan languages" (81–109), da er nicht nur die deiktischen Formen aufführt und mit ein paar Beispielen belegt, sondern diese auch in ihren möglichen Kontexten diskutiert. Den Lebensraum der untersuchten Völker Eipo und Inlom bildet das durch tiefe Täler in Nord-Süd-Richtung gegliederte östliche Hochland von Irian Jaya. Bis vor kurzem reichte der Bewegungsradius der Bewohner kaum über die jeweils benachbarten Täler hinaus – ein geeignetes Feld also, um die These von Keenan (1976) zu prüfen, daß kleine schriftlose Sprachgemeinschaften in der Regel über ein differenzierteres deiktisches System verfügen als Sprachen mit einer Schrifttradition. Eine ähnliche These wurde von Denny (1978) auf der Grundlage eines Vergleichs der deiktischen Formen des Englischen, Eskimo und Kikuyu (nicht Kihuyu, wie in der "Introduction" S. 8 und im Index) aufgestellt: Je natürlicher und weniger „man-made“ der Lebensraum, desto differenzierter die lokale Deixis. Wir müßten also bei den bis vor kurzem in völlig unberührter Natur lebenden Völkern Neu Guineas eine äußerst große Differenzierung erwarten. (Zum Vergleich: Das Eskimo verfügt über 88 Terme für 'hier' und 'da'.) Im Eipo und Yale (der Sprache der Inlom) werden (nur) 4 „deictic points of reference“ unterschieden:

| <i>Eipo</i> | <i>Yale</i> |           |
|-------------|-------------|-----------|
| a-          | anc         | 'hier'    |
| ei-         | ani         | 'da oben' |

|     |      |             |
|-----|------|-------------|
| ou- | anu  | 'da unten'  |
| or- | anet | 'da drüben' |

Hinzu kommt noch Yale *nao* 'da drüben, (nicht durch ein Tal getrennt)', das Heesch aus mir nicht klaren Gründen separat anführt. Beide Sprachen verwenden *dei* 'sehr weit da oben' und *dou* 'sehr weit da unten'. Die Yale-Formen mit einem präfigierten *d-* bezeichnen einen weiteren Raum (*dane* 'diese Gegend hier'), suffigiertes *-ko* markiert Vorerwähntheit, *-na* die Beibehaltung eines vorerwähnten Topics. Eipo *a-* wird als Topic-Markierung verwendet, *da-* zeigt Topicwechsel an, *-tebuk* Vorerwähntheit. Alle Formen kommen mit Verben, Nomina und verschiedenen Suffixen vor.

Die Tolai (Ulrike Mosel, "Local deixis in Tolai" (111–132)) leben auf East New Britain, Papua New Guinea, auf einem ähnlich eng begrenzten Raum wie die Eipo und Yale. Einer 'hier'-Form stehen im Tolai 8 'da'-Formen gegenüber; alle Formen sind klar in mehrere Morpheme zerlegbar.

|                    |      |                     |                        |
|--------------------|------|---------------------|------------------------|
| a                  | — ti |                     | 'hier'                 |
| LOX                | PROX |                     |                        |
| a                  | — r  | — a                 | 'da unten'             |
| LOK                | DIST | unten (strandwärts) |                        |
| a-r-ä <sup>1</sup> |      |                     | 'da oben (buschwärts)' |
| a-r-ama            |      |                     | 'da oben (senkrecht)'  |
| a-r-o              |      |                     | 'da drüben'            |
| a-r-ia             |      |                     | 'da drinnen'           |
| a-r-ima            |      |                     | 'da oben drin'         |
| a-r-ika            |      |                     | 'da unten drin'        |
| a-r-ua             |      |                     | 'dahinter'             |

Alle Suffixe kommen auch mit destinativem *u-* und ablativem *(ma)m-* vor:

|       |             |                         |                |
|-------|-------------|-------------------------|----------------|
| u-ti  | 'hierher'   | (ma)ma-ti               | 'von hier'     |
| u-r-a | 'da runter' | (ma)ma-r-a <sup>2</sup> | 'von da unten' |
| u-r-ä | 'da rauf'   | (ma)ma-r-ä              | 'von da oben'  |
| etc.  |             |                         |                |

Daneben gibt es noch eine Formenreihe, die bei statischen Lokalangaben der 3. Pers., also nicht bei 1./2. Person und nicht bei Handlungen der 3. Pers.<sup>3</sup> verwendet wird, sowie eine isolierte Form *akamana* in der Nähe von Sprecher

1 In der Tabelle S. 117 wohl irrtümlich: *ar*.

2 In der Tabelle S. 117 wohl irrtümlich; (ma)marä.

3 Ein Hinweis darauf, daß 1./2. Pers. als typischerweise Handelnde gesehen werden; vgl. dazu unter 2. zur Personendeixis.

und Hörer befindlich, die Mosel den 'da'-Formen zuordnet. Alle Formen können zusätzlich ein *bu*-Infix erhalten, das Bekanntheit des Ortes anzeigt; die destinativen auch noch ein *-ka* mit der Bedeutung 'weiter (in Richtung ...)', z. B.

- (4) una ki u- ka- a- r- a  
 du sitz DEST weiter BEK DIST unten  
 'Setz dich weiter da runter.'

Die destinativen Richtungsangaben sind also etwas weiter spezifizierbar als die ablativen.

Der Aufsatz gibt – vor allem durch die recht authentisch wirkenden Beispiele – einen guten Einblick in das lokaldeiktische System des Tolai. Zwei Fragen bleiben allerdings offen, die ich im folgenden im Zusammenhang mit Heeschen diskutieren möchte:

1. Was bedeutet eigentlich 'hier' und 'da' in Papua?
2. Ist eine größere Zahl deiktischer Formen ein Beweis für eine ausgeprägtere räumliche Orientierung?

Mosel und Heeschen verwenden, wie auch andere Autoren des vorliegenden Bandes, 'here' und 'there' in ihren Übersetzungen, ohne zu diskutieren, ob diese englischen Begriffe eigentlich das treffen, was gemeint ist. Schon bei der Übertragung ins Deutsche stellt sich die Frage, ob die 'there'-Formen echte Distanzformen sind, also eher einem *dort* entsprechen, oder ob sie dem neutraleren *da* näher kommen, das weder räumliche Distanz ausdrücken noch deiktisch sein muß. Stellen wir uns eine Tolai-Frau vor, die vor ihrer Hütte sitzt und einen Korb auf dem Schoß hat. Die Nachbarin kommt vorbei und fragt, 'wo sind Deine Küken?'. Kann die Frau, indem sie auf den Korb zeigt, *aria* (da drinnen) oder *akania* (da drinnen, statisch) antworten? Dann wären die *r*-Formen keine *dort*-Formen. Könnte sie ohne irgendeine Zeigegeste *aria* antworten und damit 'drinnen (in der Hütte)' meinen? Dann wären *r*-Formen nicht notwendigerweise deiktisch. Letzteres scheint eine gewisse Bestätigung durch verschiedene Beispiele zu finden, die Mosel nicht mit *there* übersetzt, z. B.

- (5) i ga kiki *aria* ra bala na kunai  
 'He was sitting inside the grass field.' (126)

Heeschen stellte fest, daß die Verwendung der deiktischen Formen im Eipo und Yale einem standardisierten Modell folgt. Sie werden als mit bestimmten Orten assoziiert gelernt und setzen einen gemeinsamen geographischen und kulturellen Kontext voraus. So leben z. B. bestimmte Beuteltiere *dei* 'da ganz weit oben', andere *eitam* 'da oben' (*-tam* 'Seite'). "The deictics are mere stand-ins for real place names, and their use presupposes a common knowledge of what events are

likely to happen at what places." (96). Entsprechend werden deiktische Ausdrücke nicht verwendet, um einen von zwei in gleicher Richtung lokalisierten Orten oder Gegenständen zu bestimmen. Wenn es etwa darum geht, einen von zwei Männern, die den Berg herunterkommen, zu identifizieren, wird eine intrinsische Beschreibung verwendet. Auch in Erzählungen, die an anderen Orten spielen, verweist der Erzähler auf Lokalitäten mit den bekannten Deiktika aus seiner Perspektive. Als Beispiel sei der Anfang eines Yale-Märchens wiedergegeben, der auch einen allgemeinen Eindruck von der Verwendung der Deiktika vermittelt. (Ich versuche eine eigene Übertragung, da Heeschens Interlinear-Übersetzung unleserlich ist.) Vgl. S. 93f.:

- (6) Da oben (*ani*) in Moolane lebten ein Mann und eine Frau. Ein Mann und eine Frau lebten hier (*aneko*) da oben (*dani*) auf Saliob-Berg und Omol-Berg da oben (*dani*) – Beuteltiere jagend und essend lebten hier (*aneko*) ... Eines Tages [sagte der Mann:] "Ich werde weiter Beuteltiere und Vögel jagen, du gehst von hier (*anea*) rüber (*anet*), gehst morgen hierhin (*anena*) ...

*aneko* 'hier-vorerwähnt' wird anaphorisch verwendet; wir würden im vorliegenden Kontext *dort* sagen, Heeschens übersetzt *this = here*.

*anena* 'hier-gleiches Topic', Heeschens: *this = here*.

*dani* 'in der Gegend da oben',

*anet* 'da drüben' bezieht sich auf ein Dorf, das *auf gleicher Höhe mit dem Ort des Erzählers* liegt. Aus der Perspektive des Mannes geht die Frau „runter“.

Wenn nun Orte mit einer bestimmten deiktischen Form fest verbunden sind und die augenblickliche Position des Sprechers kaum eine Rolle spielt, haben wir es dann überhaupt noch mit *Deixis* zu tun? Wenn man sich auf ein bestimmtes Dorf immer mit *u-asik* 'da-unten-Dorf' bezieht, ist es dann nicht einfach 'das untere Dorf'? Für eine deiktische Interpretation spricht, daß Heeschens Informanten beim Erzählen ständig in Bewegung waren und in die Richtung zeigten, wo das jeweils Berichtete geschehen war. Auch die Orte der Märchen und Mythen sind in der konkreten Umgebung angesiedelt und werden mit den immer gleichen Wörtern und Gesten gezeigt. "Local deixis indexes, so to speak, a universal and lasting locational framework [...]" (102). Um *Deixis* im Eipo und Yale zu beschreiben, müßte man wohl Bühlers Origo-Modell modifizieren. Nicht das Ich/Jetzt/Hier (wo ich stehe), sondern das Wir/Immer/HIER (wo wir leben) scheint der Ausgangspunkt der räumlichen Orientierung zu sein.

Zur 2. Frage: Wenn man die in verschiedenen Sprachen zur Verfügung stehenden deiktischen Formen vergleichen will, so sollte man sich dabei auf nicht-zusammengesetzte Formen beschränken (Heeschens 83). Die Tolai 'da'-Formen setzen sich alle aus drei Morphemen zusammen. Mit Hilfe von 2 oder 3 Morphemen können wir aber auch im Deutschen alle Tolai-Formen ausdrücken – und sogar noch mehr: hier oben ..., dort oben ... usw. Mir scheint jedoch nicht so

sehr die Zahl der zur Verfügung stehenden Ausdrücke und ihre morphologische Einfachheit, sondern vielmehr die *Häufigkeit* der Verwendung ausschlaggebend für die räumliche Orientierung zu sein. Wenn man die Tolai-Beispiele durchgeht, so erhält man den Eindruck, daß es kaum eine Äußerung ohne Lokalhinweis gibt. Auf die Frage 'Wo arbeiten sie?' wird geantwortet:

(7) Aro Rabaul. 'Da drüben in Rabaul.'

Wenn man von einem Mann aus Vairiki sprechen will, muß man angeben, wo Vairiki im Verhältnis zum Sprechort/HIER liegt, z. B.

(8) a tutana mara Vairiki 'ein Mann von da unten (von) V.'

Heeschen bemerkt, die Eipo und Yale Erzählungen seien „overcrowded“ mit deiktischen Ausdrücken. Wichtig ist ferner, wie *spezifisch* ein Sprecher bei Raumangaben sein muß: Ein Tolai kann nicht einfach 'da!' sagen, sondern nur: 'da oben', 'da drüben' etc.

Die Thesen von Keenan und Denny können m. E. zu der folgenden einfachen Aussage modifiziert werden: In *lokalen*<sup>4</sup> Sprachen werden Ausdrücke räumlicher Orientierung in der Regel spezifizierter und häufiger verwendet als in großen Sprachgemeinschaften mit einer langen Schrifttradition. – Der Zusammenhang erscheint unmittelbar einleuchtend, und wir müssen auch nicht unbedingt nach Guinea gehen, um Belege dafür zu finden. Im friesischen Dialekt der Insel Föhr, also durchaus einer „man-made environment“ (Denny), ist bei *destinativen*<sup>5</sup> Angaben eine Spezifizierung der Bewegungsrichtung obligatorisch; man geht von Oldsum

|                         |                   |
|-------------------------|-------------------|
| (9) ... ap tu Saleraanj | '(rauf) nach S.'  |
| auer tu Dunsem          | '(rüber) nach D.' |
| ütj tu a Wik            | '(raus) nach W.'  |

Man stellt die Tasse

4 Der Begriff 'local language' (vgl. Kay 1977) ist in doppelter Weise treffend, da kleine, auf engen Raum begrenzte Sprachen im allgemeinen auch „lokalistisch“ sind.

5 Die weitere Spezifizierung destinativer Angaben im Vergleich zu ablativen scheint eine (schwache) Universalie zu sein; vgl. das Tolai, Hopi (2 Destinative vs. 1 Ablativ, Malotki 243f.) und das Deutsche:

DEST: Er legte das Buch *auf* den Tisch/*ins* Regal/*neben* die Mappe/*unter* die Mappe ...  
Er hängte das Bild *an* die Wand/*neben* den Schrank ...

ABL: Er nahm das Buch *vom* Tisch/*vom* Regal/\**von* neben der Mappe.  
Er nahm das Bild *von* der Wand.

- |          |                             |                                 |
|----------|-----------------------------|---------------------------------|
| (10) ... | <i>deel</i> ūūb boosel      | '(runter) auf den Tisch'        |
|          | <i>ap</i> uun skaab         | '(rauf) in den Schrank'         |
|          | <i>iin</i> uun't uftauskeel | '(rein) in die Abwaschschüssel' |

Ich vermute, daß auch in der deutschen Umgangssprache, und besonders in Dialekten, räumliche Orientierung eine sehr viel größere Rolle spielt als in der Hochsprache. Für weitere Untersuchungen wäre Heeschens Schlußsatz zu bevorzugen: "With regard to the European systems of local deixis stress should be put on real life utterances, that is on dialogues and small conversational exchanges." (107).

Den dritten Beitrag zur lokalen Deixis aus dem australisch-polynesischen Raum bildet Peter Austins "The deictic system of Diyari". Das Diyari wird von ca. 12 (!) Personen in der Nähe des Eyre-Sees (Süd-Australien) gesprochen. Nach Ansicht der Herausgeber ist es insbesondere deswegen interessant, weil es im Gegensatz zu den Papua-Sprachen den 'hier'-Bereich stärker spezifiziert als den 'da'-Bereich. Diesen Eindruck vermittelt in der Tat ein kurzer Blick auf die Tabelle S. 282, die im Lokativ, Allativ (= Destinativ) und Ablativ jeweils drei „proximate“ Formen gegenüber einer „distal“ Form angibt:

| Proximate- | Locative   | ... |
|------------|------------|-----|
| vicinity   | nhingkirda |     |
| close      | nhingkiya  |     |
| distant    | nhingkiwa  |     |
| Distal     | nhaka.     |     |

Unklar bleibt allerdings, was man sich unter „proximate-distant“ vorzustellen hat. Auch die Angaben zu den drei Suffixen der proximate-Gruppe in Verbindung mit Demonstrativa helfen nicht viel weiter.

- rda* in the immediate vicinity, usually up to a few meters away
- ya* close by and visible
- wa* distant, including distant and invisible

Austin gibt kein Beispiel zu -*wa*; das -*ya* Beispiel übersetzt er mit *that*:

- (11) *nhani-ya wilha thurrara-yi*  
 she-nom-close woman-abs sleep-nonpast  
 'That woman is asleep.'

Im Deutschen würde der Satz vermutlich durch 'die Frau *da* schläft' einigermaßen exakt wiedergegeben. Nicht einmal das -*ya* wäre also eindeutig unserem 'hier'-Pol zuzuordnen. Es scheint aber fraglich, ob die deiktischen Ausdrücke des Diyari überhaupt in ein 'hier/da'-Schema gepreßt werden können. Während

es in unseren europäischen Sprachen weitgehend vom Kontext abhängt, wie weit das 'hier' gefaßt wird, scheinen im Diyari die absolute Entfernung ("up to a few meters") und die Sichtbarkeit die deiktische Form zu bestimmen. 'hier im Dorf' wäre vermutlich ebenso *nhinghi-ya* (vgl. Austins Beispiel 19) wie 'da drüben neben dem Baum'. Es ist bedauerlich, daß Austins Beitrag so wenig Aufschluß über die Verwendung der aufgeführten Formen gibt. Es scheint mir aber ziemlich sicher, daß das Diyari kein Gegenbeispiel zu der allgemein beobachtbaren stärkeren Differenzierung des 'da' ist. Ich vermute sogar, daß man die Daten auch so beschreiben könnte:

|             |               |
|-------------|---------------|
| nhingki-rda | prox.         |
| -ya         | medial        |
| -wa         | dist.         |
| nhaka       | extreme dist. |

Es kommt eben darauf an, was in der jeweiligen Beschreibung mit *proximate* und *distal* gemeint ist.

István Bqtori betont zu Eingang seines Aufsatzes "On verb deixis in Hungarian" (155–65): "if [...] the language-specific findings are to be comparable, we need an interpretative framework" (155). Er schlägt das folgende, von Austerlitz auf der Basis verschiedener nicht-europäischer Sprachen aufgestellte Schema (Abb. 3) vor, das er durch seine ungarischen und finnischen Daten bestätigt sieht (S. 158).

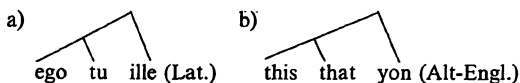


Abb. 3

Er bringt jedoch selber keine Beispiel zu b. Für die anderen im vorliegenden Band behandelten dreigliedrigen Systeme sehe ich keinen Grund, den sprecher-nahen und den mittleren Term enger zusammenzuordnen. Ein schönes Beispiel für eine klare Dreiteilung durch alle Lokal- und Demonstrativformen hindurch bietet das *Japanische* (Florian Coulmas, "Some remarks on Japanese deictics", 209–22).

|      | <i>nah beim Sprecher</i> | <i>nah beim Hörer</i> | <i>entfernt</i> |
|------|--------------------------|-----------------------|-----------------|
|      | <i>ko-</i>               | <i>so-</i>            | <i>a-</i>       |
| LOK  | koko 'hier'              | soko                  | asoko           |
| DIR  | kochira 'hierher'        | sochira               | achira          |
| PRON | kore 'dieser'            | sore                  | are             |

Eine Dreiteilung finden wir auch im Lateinischen und Spanischen, im Tschechi-

schen und im Hopi (vgl. u.)

|       |                |       |        |
|-------|----------------|-------|--------|
| Lat.  | hic            | istic | illic  |
| Span. | aquí 'hier'    | ahí   | allí   |
|       | este 'dieser'  | ese   | aquel  |
| Tsch. | tento 'dieser' | ten   | tamten |
| Hopi  | i 'dieser'     | pam   | mi     |

Eine solche Zusammenstellung besagt freilich wenig über die Vergleichbarkeit, denn die einzelnen Terme des deiktischen Systems sind immer nur relativ zueinander definierbar. Ein 'distal term' einer Sprache muß nicht immer durch einen 'distal term' einer anderen Sprache übersetzbar sein. Wenn Malotki die Demonstrativa des Hopi *i/pam/mi* als prox./dist./extreme dist. beschreibt, so entspricht sein 'distal' vermutlich nicht Austins 'distal' im Diyari. Im Russischen und Tschechischen werden die Demonstrativa meistens so beschrieben:

|       |          |         |
|-------|----------|---------|
|       | PROX     | DIST    |
| Russ. | этот     | тот     |
| Tsch. | ten      | onen    |
|       | 'dieser' | 'jener' |

Christa Hauenschild zeigt in ihrem Aufsatz "Demonstrative pronouns in Russian and Czech – deixis and anaphora" (167–86), daß tsch. *ten* je nach Kontext im Russischen durch *этот* oder *тот* wiedergegeben wird. *Onen* scheint ähnlich obsolet zu sein wie *jener*; aufgrund einer systematischen Analyse sämtlicher deiktischer Funktionen gelangt Hauenschild zu der Dreiteilung

|       |            |          |             |
|-------|------------|----------|-------------|
| Tsch. | tento      | ten      | tamten      |
|       | 'der hier' | 'der da' | 'der dort', |

in der *ten* als neutraler Term steht und *onen* gar nicht vorkommt.

Wie schwierig es ist, die Bedeutung der Lokaldeiktika, besonders des mittleren Terms, schon in einer einzigen, gut bekannten Sprache zu beschreiben, zeigen die Beiträge von Priska-Monika Hottenroth und Veronika Ehrich. Hottenroth diskutiert in "The system of local deixis in Spanish" (133–53) zunächst etwas langatmig die an und für sich selbstverständliche Tatsache, daß die Lokaldeiktika keine meßbare räumliche Entfernung widerspiegeln. Entgegen der üblichen Beschreibungsweise haben *ese* und *ahí* aber auch nichts mit Hörernähe zu tun: Der Unterschied zu *este/aquí* bestehe vielmehr darin, daß der Sprecher zwischen sich und dem bezeichneten Gegenstand oder Ort eine Grenze ziehe. Hottenroth stellt es so dar, als ob der Sprecher diese Grenze nach seinem Belieben abstecken könne, jedoch kann er nicht auf zwei gleich weit entfernte Gegenstände, z. B. ein Buch in der linken und rechten Hand, unterschiedlich referieren

(im Gegensatz zum Deutschen: dieses Buch ... das da ...). In vielen Fällen sind *aquí* und *ahí* beliebig austauschbar. Wie weiß man nun, daß der Sprecher zwischen sich und dem Referenzort eine Grenze zieht, wenn er

- (12) Qué haces por *ahí* a estas horas?  
 'Was machst du hier um diese Zeit?'

äußert? Man erkennt es nur an der Verwendung von *ahí*, und die soll ja gerade erklärt werden. Ich habe nach den Beispielen eher den Eindruck, daß *ahí* sich, ähnlich wie *da*, zu einem neutralen Term entwickelt, der in die Bereiche von *aquí* und *allí* (vgl. Beispiele S. 140) eindringt.

Veronika Ehrlich hat in ihrem Beitrag "Da and the system of spatial deixis in German" (43–63) ebenfalls Schwierigkeiten, den mittleren Term des deutschen Dreiersystems *hier/da/dort* gegen die anderen beiden abzugrenzen. Sie vertritt jedoch die These, daß in strikt räumlicher Deixis der Kontrast voll erhalten ist. In Analogie zu Reichenbachs Tempus-Modell führt sie zusätzlich zum Sprecherort (S) und Denotationsort (D) einen Referenzort (R) ein und spaltet damit Bühlers Origo in einen physikalischen (S) und einen psychologischen (R) Aspekt. Freilich ist man auch früher schon davon ausgegangen, daß R und S nicht immer übereinstimmen, nur ist meines Wissens R nie für die Bestimmung von *hier* herangezogen worden. Mit Hilfe von S, R und D lassen sich die 3 Terme folgendermaßen schematisch darstellen:

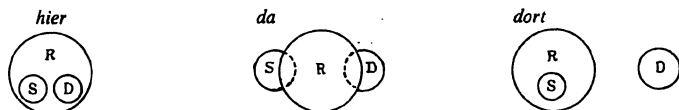


Abb. 4

Schon die Skizze zeigt deutlich die unklare Stellung von *da*. Die gestrichelten Linien sollen andeuten, daß S oder D, aber nicht beide, in R liegen können. Der Kontrast wird nun folgendermaßen bestimmt:

Liegt S in R, steht *da* in Kontrast zu *hier*,  
 liegt D in R, steht *da* in Kontrast zu *dort*.

Im ersten Fall ist *da* aber identisch mit *dort* (S, R – D)<sup>6</sup>. Und in der Tat hat *da* in der Umgangssprache (jedenfalls im nördlichen Teil Deutschlands) *dort* in räumlicher Deixis vollständig ersetzt, so daß eine Grenzziehung zwischen *da* und *dort* von vornherein illusorisch erscheint.

6 Ich verwende im folgenden aus platztechnischen Gründen diese Schreibweise in Analogie zu Reichenbach.

Im zweiten Fall haben wir möglicherweise einen genuinen *da*-Kontext: S-D, R. In Ehrichs Beispiel

(13) Da ist eine Maus im Schrank.

wäre dann der Referenzort der Schrankbereich, könnte aber nicht das Zimmer sein, in dem sich Schrank und Sprecher befinden. Deutlicher wird das in der folgenden Abwandlung von Ehrichs Beispiel:

(13') Da ist eine Maus im Zimmer.

Der Satz ist nicht möglich, wenn der Sprecher sich im Zimmer (= D) befindet.

Es können jedoch nicht alle raumdeiktischen Verwendungen von *da* so erklärt werden. Auf sehr Nahes kann gleichermaßen durch *hier* oder *da* verwiesen werden.

(14) *Hier, da* ist eine Maus im Schrank.

Wo?

*Hier, da* hinter der Zuckerdose!

(Vgl. auch: *Wo tut's denn weh?* – *Hier/da. Hier/da bin ich.*) Auch ist nicht klar, wie R überhaupt bestimmt werden kann. Es scheint sozial übliche Referenzräume zu geben: (15) wird so interpretiert, daß  $R > D$ , (da man normalerweise nicht im Schrank sitzt). Bei (15') ist  $R = D$  (Zimmer).

(15) Hier ist eine Maus im Schrank.

(15') Hier ist eine Maus im Zimmer.

In einem Erika Runges „Frauen“ entnommenen Beispiel:

(16) Und das muß man zuerst einmal schaffen, daß man *da vorne* sitzt ... (Beicht über Stadtratssitzung)

bestimmt Ehrich das Podium ('da vorne') als D, die Zuhörerschaft als R. Das Podium ist aber immer *vorne* im Sitzungssaal (= R). Es handelt sich also um intrinsische, nicht um deiktische Sicht. *Da* ist ein Hinweis auf Podium/vorne und paßt genau in das obige Schema S – D. R.

Nach Ehrich soll (16) auch vom Podium aus geäußert werden können. Von mir befragte Studenten akzeptierten nur *hier vorne*. Auch andere Beispiele Ehrichs erscheinen mir fraglich.<sup>7</sup>

<sup>7</sup> Angesichts solcher Differenzen in der Beurteilung und Interpretation der Daten in den bekannten Sprachen (hier Deutsch und Swahili) wird man natürlich etwas skeptisch, was die Zuverlässigkeit der Daten in all den Sprachen betrifft, die man selbst nicht beurteilen kann.

- (17) Ich bin vor vier Jahren von Düsseldorf nach Nijmegen gegangen,  
 a) und *hier* will ich vorläufig bleiben.  
 b) und *dort* will ich vorläufig bleiben.  
 c) und *da* will ich vorläufig bleiben.

a) ist in meiner sprachlichen Umgebung nur möglich, wenn man im Eingangssatz *gegangen* durch *gekommen* ersetzt; c) ist entgegen Ehrichs Behauptung wie b) nur möglich, wenn *S* ≠ Nijmegen.

(17) sollte eine weitere von Ehrich vertretene Hypothese untermauern, nämlich daß *da* im Gegensatz zu *hier* und *dort* als strikte Raumanapher verwendet werden kann. Auf in Erzählungen eingeführte Orte kann aber auch mit *hier* und *dort* anaphorisch verwiesen werden:

- (17') Im Sommer begab sich Thomas wieder nach Konstanz.  
*Hier/dort* traf er A.

Auch ihre dritte Hypothese (im Text die erste), daß im Deutschen zwischen strikter Deixis und strikter Anaphora unterschieden werden kann und muß, ist m. E. schlecht begründet. Als erstes Argument wird angeführt, daß Pron. der 1./2. Pers. nur deiktisch, Pron. der 3. Pers. nur anaphorisch verwendet werden. Diese Trennung wird aber gleich wieder aufgehoben, indem darauf hingewiesen wird, daß *er* und *sie* auf Personen bezogen auch deiktisch sein können. In einem späteren Unterkapitel postuliert Ehrich Abhängigkeit von der syntaktischen Position. Deiktische und thematische Funktion sollen einander ebenso stützen wie anaphorische und rhematische. Dabei scheint Ehrich zu übersehen, daß bei Wiederaufnahme als *Subjekt* und Thema die Anapher üblich ist. Vgl. (18' u. 19') zu Ehrichs Beispielen (18 u. 19):

- (18) Zum Braten gab es für jeden einen Klob.  
*Den/\*ihn* hat Peter mit dem Messer geschnitten.  
 aber:  
 (18') *Er* war auch noch ziemlich klein.  
 (19) Matthias wünscht sich ein neues Fahrrad.  
*Das/\*es* will er blau streichen.  
 aber:  
 (19') *Es* soll mindestens 5 Gänge haben.

Es spielt im übrigen keine Rolle, ob die wiederaufgenommene NP attributiv, distributiv oder individuell referiert. Warum Ehrich der Meinung ist, daß in ersteren Fällen eine Fokussierung nicht möglich ist, ist mir unklar. Ist ihre Aussage "the element in focus cannot be the *referent* of some linguistic term but has to be the *linguistic term* itself" (59) so zu verstehen, daß *die NP* mit dem Messer geschnitten wird??

Dietrich Hartmann beschreibt in seinem Beitrag „Deixis and anaphora in German dialects: The semantics and pragmatics of two definite articles in dialectal [im Inhaltsverzeichnis *dialectal*!] varieties” (187–207) den Gebrauch der 2 Formen des bestimmten Artikels im Dialekt von Mönchengladbach. Soweit aus den Beispielen zu entnehmen, stimmt die Verwendung genau mit der der beiden Artikel in der Mundart von Amern (Heinrichs 1954) und im Fering, dem friesischen Dialekt der Insel Föhr, (Ebert 1970) überein:

- dε* (Amern *dä*, Fering *di*) bei deiktischer und anaphorischer Referenz,  
*dər* (Amern *dər*, Fering *a*) bei generischer Referenz und Referenz auf Unika.

Letztere, definiert als “unique in relation to a presupposed context”, können jedoch auch mit dem *dε*-Artikel stehen. Hartmann bringt das Beispiel des Sprechers, der außerhalb seines Wohnortes über ‘den’ Bürgermeister spricht. Im Dialekt von Mönchengladbach würde er differenzieren zwischen *dε* Bürgermeister, d.i. der Bürgermeister des Ortes, an dem sich der Sprecher gerade befindet, und *dər* Bürgermeister, d.i. der Bürgermeister des Heimatortes. Für Hartmann stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage nach dem „basic reference point“ (Bühlers „Origo“): “the local position of the speaker is certainly not it” (204). Hier, wo der Aufsatz interessant würde, bricht er ab.

Hartmann ist der Meinung, daß die *dər*-Fälle nicht im Rahmen der Deixis beschrieben werden können. Hier erweist sich jedoch Ehrichs R/S/D-Modell, für die situative Verwendung zumindest, als Lösung; für Hartmanns Bürgermeister-Beispiel:·

|                          |          |
|--------------------------|----------|
| <i>dε</i> bürgermeister  | R – S, D |
| <i>dər</i> bürgermeister | D, R – S |

(wobei D = Ort des B.; R ist der übliche Aufenthaltsort des Sprechers). Leider bringt Hartmann keine weiteren Beispiele; der Bürgermeister kommt bei ihm nicht einmal im Satz vor. Im Fering, wo für alle vorher aufgeführten Verwendungen *dε* = *di*, *dər* = *a* entspricht, würde man auch im ersten Fall fast immer *a* verwenden. Wenn man durch ein fremdes Dorf geht, könnte man nur fragen:

- (20) Huar wenet *a* bürgermäister? (S, D, R)  
 ‘Wo wohnt der Bürgermeister?’

*Di bürgermaister* würde der Sprecher verwenden, wenn er direkt auf den Referenten zeigt, in kontrastivem Kontext oder an einem Ort, der weder sein Wohnort noch der Ort des Bürgermeisters ist – also in einer ‘dort’-Situation D – S, R (oder D – S – R). Damit ist natürlich noch nicht die anaphorische Verwendung

von *de/di* bei Wiederaufnahme, von *dər/a* bei Anknüpfung durch Mitgegebenes erklärt. Die situative Verwendung ist aber ein weiteres Beispiel für den differenzierteren Raumbezug einer lokalen Sprache.

## 2. *Personendeixis*

István Bátori ("On verb deixis in Hungarian", 155–65) stellt in seinem Beitrag fest, daß finno-ugrische Sprachen eine klare Trennung zwischen Sprechaktpartizipanten (SAP) und anderen Personen machen. Erstere werden am Verb markiert durch Suffixe, die von den entsprechenden Personalpronomina abgeleitet sind; die 3. Person wird dagegen in der Regel nicht markiert, und wenn, wie z. B. im Finnischen, handelt es sich um eine späte Entwicklung. Das ist nun allerdings nichts spezifisch Finno-Ugrisches – und eigentlich auch nichts Neues. Die grundlegende Unterscheidung zwischen SAP (1./2. Pers.) und Nicht-SAP (3. Pers.), wie sie sich in dem weiter oben angegebenen Diagramm a) ausdrückt, wird auch in anderen Beiträgen des vorliegenden Sammelbandes thematisiert.

Fritz Pasierbski berichtet „Zur historischen Entwicklung der Personendeixis im Chinesischen“ (253–272), daß es bis in die späte Zeit des Altchinesischen kein eigentliches Pronomen der 3. Person gibt. Interessant ist nun, daß sich ein solches zunächst nur in Objektiv- und Attributivfunktion und erst sehr viel später in Agentivfunktion ausbildet. Hier drückt sich, so Pasierbski, eine „alte“ semantische Opposition aus:

„belebter, aktiv an der Handlung beteiligter Faktor“,  
 „unbelebter, von der Handlung betroffener Faktor.“ (265)

Diese Opposition ist nun tatsächlich in den sino-tibetischen Sprachen – auch heute – grundlegend. Sie erklärt u. a. die Ergativspaltung: 1. und 2. Person sind immer belebt und werden als typischerweise Handelnde gesehen; ihre Agentivität braucht nicht markiert zu werden. 3. Personen bzw. Gegenstände bilden eher das Objekt von Handlungen; in Agensfunktion erhalten sie die Ergativ-Markierung.<sup>8</sup> Eine zumindest vergleichbare Vorstellung scheint im Tolai (vgl. oben) zu herrschen, wo 1./2. Pers. generell wie 3. Handelnde nicht mit statischer Deixis vorkommen. Im Diyari ist besonders bemerkenswert, daß nur die 1./2. Dual und Plural als inhärent agentiv (keine Ergativmarkierung, Austin 276) angesehen werden. Ich glaube, es ist nicht zu spekulativ, hieraus zu schließen, daß gemeinsames Handeln bei den Diyari-Sprechern die Norm ist, wie wir es ja aus dem gesamten südost-asiatischen Raum kennen.

8 Eine deiktische Erklärung der Ergativspaltung als Markierung der Handlungsrichtung entwickelt DeLancey (1980).

Im Altchinesischen wird in den Pronomina nicht zwischen Singular und Plural unterschieden: "[...] das *Wir* ist mit dem *Ich* identisch, die Daseinsweise des individuellen *Ich* besteht in einem Gruppen-Ego" (271)<sup>9</sup>. Pasierbski entwickelt hieraus eine Kritik an Bühler und an dem zu simplen Sprecher/Hörer-Modell der modernen Linguistik „Daß sprachlich am Anfang das räumlich orientierte, kommunizierende und vereinzelte *Ich* gesehen wird, eine solche Auffassung kann aus den besprochenen sprachlichen Tatsachen nicht abgeleitet werden und ist selbst wohl als das Produkt des europäischen Individualismus anzusehen.“ (271). Im Chinesischen ist nicht die räumliche Zuordnung zum 'ich/hier' grundlegend, sondern diese wird von einer „soziativen Deixis“ überlagert. Rang- und Verwandtschaftsbezeichnungen ersetzen in einem differenzierten System von Höflichkeitsstufen die Personalpronomina, z. B.

(21) (klass. Chin.): wang wen chen  
König frag- Untertan  
'du hast mich gefragt' (261)

(22) (mod. Chin.): – Xiansheng gui guo?  
Lehrer-Herr wert- Land  
'Aus welchem Lande kommen Sie, mein Herr?'  
– bu gan dang, bi guo Deguo  
nicht würdig- niedrig Land- Deutschland  
'Ich bin's nicht würdig, mein niedriges Land ist Deutschland:' (262)

Grundlegend für die Kommunikation war im alten China statt der Sprecher/Hörer-Beziehung die zwischen Fürst/Untertan, Vater/Sohn, Mann/Frau, Ältere/Jüngere, Freund/Freund (270). Vieles davon scheint sich im modernen Chinesisch erhalten zu haben und findet sich auch im Japanischen, Koreanischen und Vietnamesischen.

Pasierbskis Aufsatz vermittelt eine Menge von Kenntnissen, ohne daß man sich durch einen Wust von unnötigen Formen und komplizierten Beispielen hindurchquälen müßte, wie bei dem vorhergehenden Beitrag von Eckehart Malotki zur Personendeixis im Hopi (223–252). Malotki führt in endlosen Tabellen sämtliche Kasusformen, einschließlich reduplizierter und pausaler (starker und schwacher) Varianten der Personalpronomina und Demonstrativa des Hopi an, die wohl eher in einer Hopi-Grammatik als in einem theoretisch orientierten Reader ihren Platz hätten. Auch Malotki thematisiert den Gegensatz zwischen SAP/Nicht-SAP: "Hopi completely lacks a third-person pronoun. Third person basically establishes itself by the absence of the formal markers for first and

<sup>9</sup> Ähnlich beschreibt Wulff in seiner „transkulturellen Psychiatrie“ das Vietnamesische: Es gibt keine Personalpronomina, eine Ich-Identität wird kaum ausgebildet.



– so z. B. im Diyari (Austin 274). Die vorliegenden Beiträge liefern dazu kein weiteres Material, jedoch sei darauf hingewiesen, daß z. B. tibeto-burmanische Sprachen i. d. R. die 5 angegebenen Kategorien realisieren, afrikanische Sprachen in der Regel inklusiv/exklusiv unterscheiden, und daß im Fering der Insel Föhr in der Generation meiner Urgroßeltern noch ein Dual in Gebrauch war. Nun ist Dual zwar, im Gegensatz zu inklusiv/exklusiv, keine deiktische Kategorie, dürfte also bei der Evaluierung der Keenan/Denny-Thesen nicht ins Gewicht fallen. Der Dual scheint mir jedoch, ähnlich wie die Verwendung von vielen, auch nicht-deiktischen räumlichen Begriffen ein Charakteristikum lokaler Sprachen zu sein.

Für Keenan/Denny spricht, daß die deiktischen Formen im Pronominalbereich vor den nicht-deiktischen überwiegen. Nicht-deiktische Pronomina bilden sich erst sekundär heraus, zumeist durch Abschwächung der deiktischen Kraft von Demonstrativa.

So spärlich auch das Material des vorliegenden Bandes in bezug auf Pronomina ist, auf eines scheint mir

- die starke Differenzierung der *wir*-Formen in lokalen Sprachen,
- die Nicht-Scheidung von *wir* und *ich* im Altchinesischen,
- die nicht im Individuum orientierte Deixis im Eipo und Yale

deutlich hinzuweisen, nämlich daß das als universell angesehene Bühlersche Modell der 'ich/jetzt/hier'-Origo nicht für alle Gesellschaften grundlegend ist.

Ein befriedigendes Modell zur sprachvergleichenden Beschreibung der Deixis steht noch aus. Die Gesellschaft der Deiktiker befindet sich derzeit noch auf der Stufe der Jäger und Sammler. Sie werden in dem vorliegenden Band allerhand Früchte finden. Manche davon sind allerdings mit Vorsicht zu genießen, andere nur nach längerem Kochen verdaulich.

### Literaturnachweis

- [DeLancey 1980] DeLancey, Scott, C.: *Deictic categories in the Tibeto-Burman verb*. – Ph. D. Dissertation, Indiana University 1980. [Mikrofilm].
- [Denny 1978] Denny, J. Peter: *Locating the universals in lexical systems for spatial deixis*. – In: *Papers from the Parasession on the Lexicon*. Ed. by Donka Farkas, Wesley M. Jacobsen, and Karol W. Todrys. – Chicago: Chicago Linguistic Society, University of Chicago 1978. S. 71–84.
- [Ebert 1970] Ebert, Karen H.: *Referenz, Sprechsituation und die bestimmten Artikel in einem nordfriesischen Dialekt*. Diss. Kiel 1970. – Bredstedt: Nordfriisk Instituut 1971.
- [Ebert 1980] –: *Orts- und Richtungsangaben im Fering*. – In: *Fraserstudier*. (Eds.) Nils Danielsen [et al.]. – Odense: Odense Universitetsforlag 1980.
- [Heinrichs 1954] Heinrichs, Heinrich M.: *Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen*. – Gießen: Schmitz 1954.
- [Kay 1977] Kay, Paul: *Language evolution and speech style*. – In: *Sociocultural Dimensions of Language Change*. Ed. by Ben G. Blount and Mary Sanches. – New York: Academic Press 1977. S. 21–33.

- [Keenan 1976] Keenan, Edward L.: *The logical diversity of natural languages*. – In: *Origins and Evolution of Language Speech*. Ed. by Stevan R. Harnad, Horst D. Steklis, and Jane Lancaster. – New York: New York Academy of Sciences 1976. S. 73–91.
- [Reichenbach 1947] Reichenbach, Hans: *Elements of symbolic logic*. – New York: The Free Press 1947.
- [Wulff 1972] Wulff, Erich: *Grundfragen der transkulturellen Psychiatrie*. – In: W', E': *Psychiatrie und Klassengesellschaft*. – Frankfurt: Athenäum 1972. S. 95–130.

Eingereicht am 14.5.1984

*Gisbert Fanselow/Sascha W. Felix*

Rezension von: White, Lydia: *Grammatical theory and language acquisition*. – Dordrecht & Cinnaminson: Foris 1982. 121 S.  
(= Publications in Language Sciences. 8).

Wer die Entwicklung im Bereich der Spracherwerbsforschung und der Grammatiktheorie in den vergangenen 25 Jahren aufmerksam verfolgt hat, mag sich darüber wundern, daß die beiden Disziplinen vielfach ohne konkreten Bezug aufeinander betrieben wurden, wenngleich sowohl in methodischer als auch theoretischer Hinsicht Berührungspunkte auf der Hand liegen: jedes Grammatikmodell, das Anspruch auf empirische Adäquatheit erhebt, muß Sprache so konzeptualisieren, daß gezeigt wird, wie sie erlernbar ist; und die Frage, wie Sprache erworben wird, läßt sich kaum befriedigend beantworten, wenn nicht zugleich beachtet wird, was denn genau gelernt wird. Die recht häufige gegenseitige Abkapselung ist um so erstaunlicher, als gerade in der jüngsten sprachtheoretischen Forschung spracherwerblichen Überlegungen bei der Evaluation unterschiedlicher Grammatiktheorien eine zentrale Rolle zuerkannt wird und darüber hinaus offenkundig jede spracherwerbliche Untersuchung – zumindest implizit – Rekurs auf dieses oder jenes Grammatikmodell nehmen muß.

Seit einigen Jahren kann man beobachten, daß sich Forscher aus beiden Lagern dieser „Entfremdung“ von Spracherwerbsforschung und Grammatiktheorie zunehmend bewußt werden und ihr entgegenzuwirken streben. Einen dieser Versuche, grammatiktheoretische und spracherwerbliche Fragestellungen unter einer gemeinsamen Perspektive zu betrachten, stellt Whites Dissertation „Grammatical Theory and Language Acquisition“ dar, wobei die Autorin offenkundig dem Lager der Grammatiktheoretiker zuzurechnen ist und daher primär der Frage nachgeht, inwieweit Erkenntnisse der Grammatiktheorie spracherwerbliche Fragestellungen beeinflussen können oder sollen. Entsprechend veröffentlichte White bereits eine Kurzfassung ihrer Dissertation unter dem Titel „The responsibility of grammatical theory to language acquisition“ in dem Sammelband von Hornstein/Lightfoot (1981).

Die Arbeit gliedert sich in 8 Kapitel, in denen vielfach bekannte Kontroversen zwischen Generativisten und Empiristen erneut aufgegriffen und diskutiert werden. Diese Diskussion bietet demjenigen nichts Neues, der mit den „konzeptuellen“ Arbeiten Chomskys vertraut ist – was in Deutschland allerdings wohl nur für relativ wenige Linguisten gelten mag. Der originäre Beitrag Whites besteht vor allem in den aus dieser Diskussion entwickelten Thesen darüber, wie aus grammatiktheoretischer Sicht der Ablauf des Spracherwerbsprozesses und ins-

besondere die Abfolge entwicklungsspezifischer Grammatiken zu interpretieren sind.

Der erste Schnittpunkt der Interessen von Spracherwerbsforschern und Grammatiktheoretikern liegt im „logischen“ Problem des Spracherwerbs, das White in Kapitel 1 behandelt. Darunter ist, grob gesprochen, folgende Frage zu verstehen: woher kommt es, daß ein Kind überhaupt in der Lage ist, unter den bekannten Bedingungen seine Muttersprache zu erlernen? Die besondere Herausforderung des logischen Problems ergibt sich zunächst aus der Beobachtung, daß das Kind aus einem finiten Input (der Summe aller Sätze, die es hört) ein Regelsystem erschließen muß, das ihm Wissen über eine (im Prinzip) unendliche Anzahl von Sätzen verschafft, somit auch solchen, die es weder jemals gehört noch selbst produziert hat. Es ist keineswegs von vornherein offenkundig, wie diese Aufgabe zu bewerkstelligen ist. Es stellt sich daher die Frage: mit welchen Eigenschaften muß ein kognitiver Verarbeitungsmechanismus ausgestattet sein, der eine mehr oder minder zufällige Auswahl von Sätzen in einen Regelapparat überträgt, der wiederum einen infiniten Output generiert? Darüber hinaus ist zu bedenken, daß die Datenbasis, auf deren Grundlage das Kind diese Aufgabe zu meistern hat, in zweierlei Hinsicht defizient ist. Zunächst erhält das Kind nur positive, aber keine negative Evidenz über die Grammatikalität von Sätzen in seiner Sprache (cf. Baker 1979). Das Kind kann zwar annehmen, daß die Sätze, die es in seiner Umgebung hört, in der Regel grammatisch sind, aber es kann nicht vom Fehlen einer bestimmten Struktur im Input auf deren Ungrammatikalität schließen, da das Kind ja immer nur eine kleine Untermenge aller in einer Sprache möglichen Strukturen hört. Weiterhin produziert die sprachliche Umgebung des Kindes auch zahlreiche ungrammatikalische Äußerungen, ohne daß das Kind in systematischer Weise dies erkennen kann. Das Kind darf sich hierdurch nicht in die Irre leiten lassen, und Braine (1971) hat gezeigt, daß selbst ein Anteil von 7% ungrammatikalischer Sätze im Input den Spracherwerb nicht behindert.

Ein konkreter Vorschlag, das logische Problem des Spracherwerbs einer prinzipiellen Lösung zuzuführen, besteht in der vor allem von Chomsky entwickelten These, daß das Kind mit einem bestimmten, biologisch determinierten Vorwissen über die Struktur natürlicher Sprachen ausgestattet ist, so daß es von allen denkbaren Hypothesen, die mit den jeweiligen Inputdaten kompatibel sind, nur diejenigen tatsächlich in Betracht zieht, die mit diesem A-priori-Wissen in Einklang stehen. Dies ist im wesentlichen auch die Position, aus der heraus White argumentiert. Als konkretes Modell für die angeborene Wissensbasis nimmt White die „Extended Standard Theory“ von Chomsky (1972) an, deren jüngste Spezifikation in der Government-and-Binding-Theorie von Chomsky (1981, 1982) vorliegt.

In Kapitel 2 ihrer Arbeit setzt sich White vor allem mit einigen weit verbreiteten Mißverständnissen über den Anspruch dieser Theorie auseinander. Sie greift vor allem den Vorwurf auf, daß eine Grammatiktheorie, wie sie von Chomsky

vorgelegt wurde, über die dabei verarbeitete Evidenz hinaus auf deren psychologische Realität hin überprüft werden müßte. White argumentiert überzeugend, daß sich eine *zusätzliche* Überprüfung der psychologischen Realität im Grunde nicht für eine Theorie stellt, deren erklärtes Ziel es ist, Aussagen über mentale Repräsentationen zu machen. Eine solche Theorie ist stets in dem Sinne psychologisch real, wie sich ihre Aussagen auf Grund der vorliegenden Evidenz als richtig erweisen, und „unreal“, sobald ihre Aussagen falsifiziert werden können. Bei einer psychologischen Theorie ist demnach „Realität“ gleichzusetzen mit „correct description“. In Anlehnung an Chomsky (1975, 1980) weist White auf analoge Argumentationen in den Naturwissenschaften hin. Keinem Physiker würde es in den Sinn kommen, eine Theorie etwa über das Innere der Sonne *zusätzlich* auf deren physikalische Realität hin zu überprüfen. Eine solche Theorie ist in dem Sinne physikalisch real, wie sie korrekt ist, und in dem Maße unreal, wie gezeigt werden kann, daß sie falsche Aussagen macht.

Eine wesentliche Erkenntnis der Spracherwerbsforschung der vergangenen 20 Jahre besteht in der Beobachtung, daß, abgesehen von bestimmten Variationen, alle Kinder ihre Muttersprache nach einem weitgehend gleichbleibenden Grundmuster erwerben. Spracherwerb variiert also nicht beliebig von Kind zu Kind und von Sprache zu Sprache, sondern ist in einem theoretisch interessanten Sinne systematisch. Diese Systematik zeigt sich u. a. darin, daß Kinder ihre Muttersprache in einer geordneten Abfolge von Erwerbsstadien erlernen, in denen sie nach und nach bestimmte Strukturmerkmale der zu erwerbenden Sprache internalisieren, wobei wiederum systematisch eine Vielzahl von Strukturen produktiv benutzt werden, die aus der Perspektive der Erwachsenensprache ungrammatisch sind (cf. Felix 1984). In Kapitel 3 ihrer Arbeit geht White der Frage nach, wie sich diese Einsichten aus der Perspektive der Grammatiktheorie interpretieren lassen. White stellt hierbei zwei Thesen auf:

- a) jede Grammatik, die das Kind konstruiert, ist eine optimale Grammatik; und
- b) jede Grammatik, die das Kind konstruiert, gehört zur Klasse der biologisch möglichen („humanly accessible“ Grammatiken, d. h., sie unterliegt in gleicher Weise den Restriktionen („constraints“), die die Universalgrammatik für alle natürlichen Sprachen spezifiziert.

Die erste These ergibt sich nach White aus der Beobachtung, daß eine Grammatik jeweils eine Grammatik für eine bestimmte Datenmenge ist. Grammatiken für unterschiedliche Datenmengen lassen sich daher nur in sehr begrenztem Umfang miteinander vergleichen. Aus dem Begriff der Universalgrammatik folgt, daß jede Grammatik, bezogen auf die Datenmenge, die sie erfaßt, optimal ist. White wendet sich hier gegen die weit verbreitete Auffassung, daß die einzelnen Stadiengrammatiken der Kinder unvollkommene Realisationen der angestrebten Zielgrammatiken seien. Ebenso wie es widersinnig wäre, die Grammatik des Altenglischen als eine weniger optimale Grammatik des Neuenglischen

anzusetzen, sind Versuche sinnlos, die Grammatik des Kindes als eine nicht-optimale Version der mentalen Repräsentation des Erwachsenen auszuweisen.

Die Sprachstrukturen des Erwerbsstadiums, für die die mentale Grammatik des Kindes jeweils optimal ist, sind nun nach White (S. 44) auch stets mögliche Grammatiken in dem Sinne, daß sie mit allen von der linguistischen Theorie spezifizierten Universalprinzipien übereinstimmen müssen. Nach White folgt diese Annahme notwendigerweise aus der Tatsache, daß diese Prinzipien als Teil des genetischen Programms ausgewiesen sind. Demnach, so meint White, müssen sie auch dem Kind von Anfang an zur Verfügung stehen, so daß ausgeschlossen ist, daß Kinder eine Grammatik konstruieren, die mit diesen Prinzipien in Widerspruch stehen.

Hier ergibt sich nun jedoch das zentrale Problem für Whites Argumentation, das vor allem in Kapitel 4 erörtert wird. Wenn die Stadiengrammatiken stets optimal sind und wenn sie darüber hinaus notwendigerweise mit den Prinzipien der Universalgrammatik vereinbar sein müssen, so stellt sich die Frage, was Kinder dazu veranlaßt, in ihrer Sprachentwicklung fortzuschreiten, d.h. die doch optimale und im Sinne der Universalgrammatik voll gültige Stadiengrammatik aufzugeben und in der folgenden Entwicklungsphase durch eine neue Grammatik zu ersetzen. Whites Antwort lautet (S. 43): "Something external to a particular grammar at any stage must cause the child to perceive more of the input or to see it in a different way; this may be due to increasing memory, attention span, or maturation in general, or it may be due to something more specifically linguistic, such as the availability of previously unavailable linguistic universals." Dies bedeutet nun, daß Kinder in jedem Stadium eine optimale Grammatik genau für den Input konstruieren, den sie perzipieren. Wenn die Kinder im Laufe ihrer sprachlichen Fortentwicklung eine solche bereits optimale Grammatik restrukturieren und somit in das nächste Stadium überwechseln, so liegt dies daran, daß sie ihren Input auf eine neue Art und Weise perzipieren. White behauptet, daß aus dieser Konzeption heraus eine Vorstellung von Spracherwerb als "increasing mastery of adult grammar" mit möglichst minimalen Zwischenschritten, wie sie z. B. von Fodor/Bever/Garrett (1974) vertreten wurde, wenig sinnvoll ist.

Gegen Whites Argumentation läßt sich eine Reihe von Einwänden vorbringen. Zunächst gliedert sie die möglichen Erklärungen für spracherwerblichen Fortschritt aus der Zuständigkeitsdomäne der Grammatiktheorie aus und weist sie dem Bereich der Perzeptionstheorie zu. Dies ist zweifellos eine empirische Aussage, deren Richtigkeit demnach auch nur empirisch geprüft werden kann. Hierfür wären spezifische Vorschläge notwendig, wie derartige perzeptuelle Prinzipien, die den spracherwerblichen Fortschritt erklären, aussehen könnten. Derartige Vorschläge liefert White allerdings nicht, so daß ihre These derzeit empirisch weitgehend leer bleibt. Es gibt jedoch einige Überlegungen, die darauf hindeuten, daß Whites These in dieser extremen Form nicht sehr plausibel ist. Entscheidend ist, daß White sprachlichen Fortschritt ausschließlich als Reflex

perzeptueller, i.e. sprachunabhängiger Prinzipien ansieht. Da jedoch im Spracherwerb die verschiedenen Entwicklungsstadien jeweils durch ganz spezifische sprachliche Strukturen gekennzeichnet sind, müssen die Erklärungsprinzipien, wie immer sie im einzelnen aussehen, notwendigerweise auf sprachliche Strukturphänomene Rekurs nehmen. In diesem Fall sind es jedoch keine rein perzeptuellen Prinzipien mehr, sondern solche, die zumindest teilweise grammatische Informationen beinhalten. Whites These verliert auch dann an Plausibilität, wenn man sich konkrete Erwerbsdaten vor Augen hält. So treten bei englischen Kindern in einem frühen Stadium Negationsstrukturen wie *Jony no like milk* auf, während in einem späteren Stadium etwa *Jony don't like milk* erscheint. Ohne spezifische Konkretisierungen läßt sich nur schwer vorstellen, wie ein Perzeptionsprinzip aussehen soll, das Kinder eine Änderung *Jony doesn't like milk* einmal als *Jony no like milk* und ein anderes Mal als *Jony don't like milk* wahrnehmen läßt.

Es scheint uns wichtig anzumerken, daß Whites These bezüglich der Rolle der Perzeption aus einem inneren Zugzwang ihrer Argumentation folgt. Da sie sich auf die Behauptung festlegt, die Prinzipien der Universalgrammatik stünden dem Kind von Anfang an zur Verfügung, verspielt sie die logische Möglichkeit, diese Prinzipien zur Erklärung spracherwerblichen Fortschritts heranziehen zu können. Somit muß sie Erklärungen für diesen Phänomenbereich notwendigerweise außerhalb der Domäne der Grammatiktheorie suchen. Wie Felix (1984) gezeigt hat, besteht jedoch durchaus die Möglichkeit, auch spracherwerblichen Fortschritt aus der Universalgrammatik abzuleiten, vorausgesetzt, man betrachtet sprachliche Grammatiken nicht notwendigerweise als "possible grammars" in einem strikten Sinne.

In Kapitel 6 ("The importance of data") greift White einige Fragen auf, die bereits in den ersten beiden Kapiteln angeschnitten wurden. Anhand einschlägiger Standardbeispiele zeigt White, daß es in natürlichen Sprachen zahlreiche Regularitäten gibt, die Kinder unter normalen spracherwerblichen Bedingungen kaum aus dem verfügbaren Input ableiten können. Insbesondere weist sie darauf hin, daß Kinder, die allein mit einem allgemeinen induktiven Generalisierungsmechanismus ausgestattet sind, natürliche Sprachen kaum erfolgreich erlernen können. Aus dieser Einsicht ergibt sich die Schlußfolgerung, daß Spracherwerb über ein Zusammenspiel von Inputdaten und Prinzipien der Universalgrammatik erfolgt. Während sich an diesen Beispielen zeigt, wie grammatiktheoretische Erkenntnisse Auffassungen über den Spracherwerb beeinflussen, referiert White vor allem die Arbeiten von Baker (1978, 1979), um darzustellen, wie spracherwerbliche Fakten grammatiktheoretische Analysen bestimmen. D.h., bei zwei deskriptiv gleichermaßen adäquaten Analysen entscheiden spracherwerbliche Überlegungen, welche der Analysen die richtige ist. So ging man traditionell von einer Regel 'Dativbewegung' aus, die folgende Sätze in Beziehung setzt:

(1a) we sent the book to George

(1b) we sent George the book

Würde man annehmen, daß Kinder in der Tat eine Dativ-Bewegungs-Regel lernen, wäre zu erwarten, daß sie in Analogie neben (2a) auch (2b) produzieren.

(2a) we reported the accident to the police

(2b) \*we reported the police the accident

Der ungrammatische Satz (2b) taucht wider Erwarten in der kindersprachlichen Entwicklung nicht auf, so daß Kinder offenkundig keine Regel 'Dativbewegung' erlernen. Es ist daher plausibel anzunehmen, daß die Relation zwischen (1a) und (1b) nicht als Transformationsbeziehung aufzufassen ist, sondern daß beide Strukturen als Reflex verschiedener Subkategorisierungen basisgeneriert werden.

Kapitel 7 behandelt die Beziehung zwischen Spracherwerb und Markiertheits-theorie. Whites Grundthese in diesem Bereich ist sicher nicht neu und wurde in der einschlägigen Literatur bereits vielfach diskutiert: die Universalgrammatik läßt dem Kind in bestimmten Bereichen verschiedene Optionen offen, von denen einige markiert, andere unmarkiert sind. Kinder erwerben unmarkierte Strukturen/Regeln vor markierten, bzw. sie erwerben markierte nur auf Grund spezieller Evidenz, während unmarkierte ohne besondere Evidenz gewählt werden. Anhand einiger Daten, insbesondere aus Chomsky/Lasnik (1977), zeigt White, welche Voraussagen die Grammatiktheorie bezüglich unterschiedlicher Markiertheiten macht. Diese Unterschiede hängen eng mit den Begriffen *core* und *periphery* zusammen, die in der jüngsten grammatiktheoretischen Diskussion einen zentralen Platz einnehmen. Dahinter steht der Grundgedanke, daß der Kernbereich der Grammatik den unmarkierten Fall darstellt, den Kinder als die naheliegendste Option wählen, während periphere Phänomene nur auf Grund besonderer Daten erworben werden.

Wenngleich der Grundgedanke des Markiertheitskonzepts allgemein akzeptiert wird, so besteht doch die entscheidende Schwierigkeit darin, daß in konkreten Fällen vielfach keine unabhängigen Kriterien zur Bestimmung der Markiertheit vorliegen. So gilt oftmals als unmarkiert, was Kinder früh erwerben, und die Begründung für den frühen Erwerb sieht man in der Unmarkiertheit. White erörtert an verschiedenen Beispielen die empirischen Konsequenzen von Markiertheitsangaben, ohne das grundsätzliche Problem lösen zu können.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen kann man Whites Buch vorbehaltlos zur Lektüre empfehlen. Es erfüllt zweifellos ein dringendes Desiderat. Der Leser erhält einen präzise formulierten und nahezu vollständigen Überblick über den konzeptuellen Hintergrund der generativen Grammatiktheorie, wobei – eine wahre Seltenheit! – auch die jüngeren Entwicklungen der Theorie voll berück-

sichtigt werden. Wenngleich Whites originäre Thesen in vielen Bereichen noch sehr tentativ und eher kontrovers sind, so erweisen sie sich doch als in hohem Maße stimulierend und wegweisend für weitere empirische Arbeiten im Bereich der Spracherwerbsforschung.

### Literaturnachweis

- [Baker 1978] Baker, Carl Lee: *Introduction to generative-transformational grammar*. – New York: Englewood Cliffs 1978.
- [Baker 1979] –: *Syntactic theory and the projection problem*. – In: *Linguistic Inquiry* 10 (1979), 533–581.
- [Braine 1971] Braine, M. D.: *On two types of models of the internalisation of grammars*. – In: *The ontogenesis of grammar. A theoretical Symposium*. Ed. by Dan I. Slobin. – New York [...]: Academic Press 1971. S. 153–188.
- [Chomsky 1972] Chomsky, Noam: *Studies on semantics in generative grammar*. – The Hague: Mouton 1972.
- [Chomsky 1975] –: *Reflections on language*. – New York: Pantheon Books 1975.
- [Chomsky 1980] –: *Rules and representations*. – New York: Columbia University Press 1980.
- [Chomsky 1981] –: *Lectures on government and binding*. – Dordrecht & Cinnaminson: Foris 1981.
- [Chomsky 1982] –: *Some concepts and consequences of the theory of government and binding*. – Cambridge, Massachusetts & London: M.I.T. 1982.
- [Chomsky/Lasnik 1977] Chomsky, Noam/Lasnik, Howard: *Filters and control*. – In: *Linguistic Inquiry* 8 (1977), 425–504.
- [Felix 1984] Felix, Sascha: *Two problems of language acquisition: on the interaction of Universal Grammar and language growth*. – Passau: Universität Passau 1984. [Manuskript].
- [Fodor/Bever/Garrett 1974] Fodor, Jerry A./Bever, Thomas G./Garrett, Merrill F.: *The psychology of language*. – New York: Mc Graw-Hill 1974.
- [Hornstein/Lightfoot 1981] *Explanation in linguistics*. Ed. by Norbert Hornstein and David Lightfoot. – London [...]: Longman 1981.

Eingereicht am 11.4.1984

## Manfred Kohrt

Rezension von: Mugdan, Joachim: *Jan Baudouin de Courtenay* (1845–1929). *Leben und Werk*. – München: Fink 1984. [viii], 238 S. sowie von: Baudouin de Courtenay, Jan: *Ausgewählte Werke in deutscher Sprache*. Mit einem Vorwort von Ewelina Malachowska. Herausgegeben von Joachim Mugdan. – München: Fink 1984. [xxiv], 278 S.

0. Nicht nur für Linguisten, sondern für Wissenschaftler jeglicher Couleur gibt es in ihrer Disziplin für gewöhnlich eine Reihe Namen von Fachgenossen früherer Zeiten, die man schon des öfteren gehört hat, von denen man aber noch nie eine Zeile gelesen hat. Viel erwähnt und selten gelesen zu werden – dieses Schicksal teilt Jan Baudouin de Courtenay mit manch sprachwissenschaftlichem Zeitgenossen. Und wie wenig bekannt dieser Autor manchem Kollegen aus der Bundesrepublik auch heute noch ist, zeigt schon die Art und Weise, in der mit seinem Namen umgesprungen wird: Da hält man *Baudouin* fälschlich für einen Vornamen (vgl. z. B. Garbe 1984) oder gibt diesen Teil des Nachnamens ebenso hartnäckig wie falsch als <Baudoin> wieder (so Scheerer 1980). Und wo man schon mit dem Namen nicht richtig umzugehen weiß – wie mag es da erst um die Kenntnis des Werks bestellt sein?

Jan Ignacy Nicisław Baudouin de Courtenay (so der vollständige Name), dessen Vorfahren väterlicherseits aus Frankreich stammten, war Pole von Geburt und hat den größten Teil seines Lebens an russischen Universitäten gelehrt. Daß der überwiegende Teil seiner wissenschaftlichen Schriften auf russisch oder polnisch veröffentlicht worden ist, ist auf diesem Hintergrund nur allzu verständlich, und diese Tatsache hat die Rezeption seiner Arbeiten gerade in der Bundesrepublik stark behindert. Wer wußte hierzulande schon, daß Baudouin de Courtenay eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Werken in den verschiedensten westeuropäischen Sprachen veröffentlicht hat und insbesondere auf deutsch? Nur dem, der auf den Gedanken kam, überhaupt danach zu suchen, standen nach einiger bibliographischer Mühe diese Informationsquellen in den deutschen Bibliotheken offen.

Und auch sonst gab es für denjenigen, der über ein wenig Fremdsprachenkenntnis verfügte, seit dem Ende der 60er Jahre eine ganze Reihe von Möglichkeiten, sich über das Werk Baudouins zu informieren: eine Sammlung seiner Schriften, die ins Englische übersetzt worden sind (Baudouin de Courtenay 1972), eine Reihe von Aufsätzen über ihn in derselben Sprache (vgl. Jakobson 1971a, Koerner 1972, Stankiewicz 1972 u. a.), eine Einführung in sein Leben und

Werk mit einer Sammlung von (übersetzten) Originaltexten auf italienisch (Di Salvo 1975) und schließlich gar eine detaillierte Aufarbeitung seiner Ansichten zu Phonetik und Phonologie in deutscher Sprache (Häusler 1968), die im weiteren noch durch verschiedene Aufsätze ergänzt wurde. Was jedoch fehlte, war eine umfassende Einführung in Baudouin de Courtenays Werk auf deutsch sowie die Möglichkeit, seine Arbeiten ohne mühsame Sucherei in den verschiedenen Bibliotheken auch in deutscher Sprache lesen zu können. Diese empfindliche Lücke füllen nun die beiden Bände, die hier zur Diskussion stehen: die Monographie von Joachim Mugdan über das Leben und Werk Baudouin de Courtenays sowie die von ihm herausgegebene Sammlung von dessen „Ausgewählte[n] Werke[n] in deutscher Sprache“.

I. „In der letzten Zeit ha[be]“, wie Joachim Mugdan in seinen abschließenden Bemerkungen zur Rezeptionsgeschichte schreibt (I, 189), „eine gewisse ‚Baudouin-Renaissance‘ auch einen größeren Kreis ‚westlicher‘ Linguisten erfaßt“. Daß diese Meinung zutreffend ist, läßt sich am deutschen Beispiel leicht demonstrieren. Während vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Beginn der 80er Jahre die Beschäftigung mit diesem Autor auf die DDR beschränkt blieb (vgl. Vasmer 1947, Häusler 1968, Feudel 1976, Schmidt 1981), so setzt man sich in den letzten Jahren auch in der Bundesrepublik intensiv mit verschiedenen Aspekten seines wissenschaftlichen Werks auseinander: mit seiner Bedeutung in der Geschichte der russischen Sprachwissenschaft (s. Bruche-Schulz 1984: 34 ff.) oder seinem Beitrag zur Entwicklung der Phonologie und Graphematik (vgl. Kohrt 1983, I: 90 ff.; Mugdan 1983). Die beiden vorliegenden Bände werden diese Entwicklung hoffentlich weiter stimulieren – denn eine genauere Beschäftigung mit Baudouin de Courtenay, so meine ich, lohnt allemal.

Der erste Band, in dem sich eine geplante bloße „Einleitung“ zum (jetzt:) zweiten gleichsam verselbständigt hat (vgl. die Vorbemerkungen in I, 1), soll einen Überblick über das Leben Jan Baudouin de Courtenays sowie über seine wissenschaftlichen Ansichten geben. Im ersten Kapitel dieses Buches wird der wechselvolle Lebenslauf des polnischen Linguisten detailgenau geschildert, wobei die Darstellung einzelner Episoden immer wieder dazu genutzt wird, allgemeine Charakterzüge Baudouin de Courtenays herauszuheben. Das zweite Kapitel, das mit fast 100 Seiten bei weitem am längsten ist, gibt in thematischer Gliederung einen Überblick über die Ansichten Baudouins zu den „Allgemeine[n] Grundlagen“ der Sprachwissenschaft, zur „Phonetik (Phonologie)“, zur „Geschriebene[n] Sprache“, zu „Morphologie und Syntax“, „Lexikologie und Etymologie“, „Sprachklassifikation und Dialektologie“, zu „Ursprung und Wandel der Sprache“, zur Sprachlenkung und der Schaffung künstlicher Sprachen, zur „Kindersprache und Sprachpathologie“, zu „Soziolinguistische[n] Fragestellungen“ sowie zur „Propädeutik und Geschichte der Sprachwissenschaft“ (nebst einer kurzen Würdigung seiner Beiträge zur Erforschung der slavischen Sprachen). Im dritten Kapitel ist es schließlich um seine „Stellung in der Geschichte der Linguistik“ zu tun: um die Beziehung zu

„Vorläufern“\* und Anregern (wie Humboldt, Steintal, Whitney), zu seinen Zeitgenossen (insb. zu den Junggrammatikern und de Saussure) und zu seinen Schülern (vor allem in Kasan); eingegangen wird dann noch speziell auf Baudouins Wirkung in der Geschichte der Phonologie sowie auf die spätere Bewertung seiner Arbeit in der Linguistik unseres Jahrhunderts. Ein Verzeichnis der zitierten Werke von Baudouin de Courtenay schließt sich an, gefolgt von einer langen Liste der „Werke anderer Autoren“. Am Ende dieses Bandes findet sich dankenswerterweise sowohl ein Personenverzeichnis als auch ein „Terminologisches Register“.

2. Dürfte man nur ein einziges Wort benutzen, um das Vorgehen des Verfassers zu charakterisieren, so fällt die Wahl nicht besonders schwer: dieses Buch ist durch eine grundsätzliche *Akribie* gekennzeichnet. Dies zeigt sich schon in formaler Hinsicht. Wissenschaftliche Bücher, in denen man Tippfehler und sonstige Versehen geradezu mit der Lupe suchen muß, sind inzwischen eine rühmliche Ausnahme geworden. Hier haben wir ein solches Buch – dessen formale Genauigkeit deshalb noch besonders hervorzuheben ist, weil der Autor geradezu virtuos auf der Klaviatur der verschiedenen Schrifttypen spielt. Mehr als nur genau ist auch die bibliographische Aufnahme. Wer jemals versucht hat, verschiedene Schriften Baudouin de Courtenays auch nur einigermaßen exakt zu erfassen (z. B. mit dem faktischen Publikationsjahr) und die Paginierung mancher Werke völlig korrekt anzugeben, der wird die Leistung des Autors in diesem Punkt zu schätzen wissen, und es wäre nur zu wünschen, wenn auch die sonstigen, z. T. allerdings sehr viel umfangreicheren Verzeichnisse von Baudouins Schriften einen solchen Standard der Titelaufnahme aufwiesen (vgl. etwa Baudouin de Courtenay 1972: 389 ff., Jasińska 1974, Di Salvo 1975: 175 ff., Rothstein 1976).<sup>1</sup> Ebenso exakt wurde hier bei der Angabe der sonstigen Literatur verfahren: Wo sonst findet man schon den Hinweis darauf, daß die von Tullio de Mauro herausgegebene „Édition critique“ von de Saussures „Cours de linguistique générale“ den Text der 2. Auflage von 1922 bietet, während die 1. Auflage von 1916 zwar textgleich damit ist, aber einen anderen Umbruch aufweist (I, 227)? Ähnliche bibliographische „Schmankerl“ finden sich in diesem Buch des öfteren.

\* Uneigentlich gebrauchte Ausdrücke stehen hier – zur Unterscheidung von Zitaten – in einfachen deutschen Anführungszeichen. *Die Redaktion.*

1 Bedauerlich ist allerdings, daß im Literaturverzeichnis keinerlei Hinweise auf die ursprüngliche Entstehungszeit jener Arbeiten gegeben wird, die erst später (z. T. gar posthum) veröffentlicht worden sind. Die letzte Arbeit, die im Literaturverzeichnis unter „Baudouin de Courtenay 1976b“ verzeichnet ist (I, 205), ist de facto wohl die *erste* sprachwissenschaftliche Arbeit Baudouin de Courtenays überhaupt, die dieser im Jahre 1864 verfaßt hat. (Hinzu kommt hier, daß die Einordnung unter 1976 problematisch ist: In jenem Jahr erschien zwar zuerst eine (auszugsweise!) Abschrift des polnischen Manuskripts, ein Jahr früher aber hatte bereits Di Salvo 1975: 77 ff. eine vollständige italienische Übersetzung dieses Textes vorgelegt.)

Was das faktische Gewicht der aufgeführten primären und sekundären Literatur anlangt, so ist in beiderlei Hinsicht das Bedeutendere hier verarbeitet worden. Viele speziellere Arbeiten Baudouin de Courtenays, auch wenn sie (teils nachträglich) in Buchform erschienen sind, sucht man im Literaturverzeichnis vergeblich (z. B. Baudouin de Courtenay 1904a); dafür sind all jene Werke Baudouins aufgenommen, die in theoretischer Hinsicht aufschlußreich sind. Und die Hinweise auf die Sekundärliteratur sind außerordentlich zahlreich und bieten vielfältige Möglichkeiten, sich in die verschiedensten Aspekte des Werks dieses polnischen Sprachwissenschaftlers weiter einzuarbeiten. Schade ist nur, daß neben einer exakten Registrierung neuester, z. T. gar noch unveröffentlichter Arbeiten manche ältere unter den Tisch fällt, die mir durchaus nicht unwesentlich erscheint (s. etwa Porzeziński 1927), und daß auf Grund einer Bevorzugung slavischer Zeugnisse manches für Westeuropäer eher Zugängliche gar nicht genannt wird. (So taucht z. B. die Arbeit von Jakobson 1965 im Literaturverzeichnis überhaupt nicht auf, sondern nur der russische Text (mit engl. Zusammenfassung) von Jakobson 1971b).

Die außerordentliche Genauigkeit, mit der die bibliographischen Angaben gestaltet sind, ist auch bei der Anlage der Verweise im Text zu beobachten. Im Literaturverzeichnis werden üblicherweise nicht nur die Originalveröffentlichungen genannt, sondern zugleich auch die verfügbaren Nachdrucke und/oder Übersetzungen, und die Verweise, die der Autor in seiner Darstellung auf einzelne Passagen aus diesen Texten gibt, nennen jeweils die betreffenden Seiten in *allen* Ausgaben, die im Literaturverzeichnis angegeben sind. Ganz gleich also, welche Ausgabe der jeweiligen Originalschriften Baudouins dem Leser zur Verfügung steht – er findet die gesuchte Textstelle auf Anhieb. Überdies sind die Jahreszahlen all jener Schriften Baudouin de Courtenays, die im zweiten Band abgedruckt sind, bei den Verweisen kursiv geschrieben, so daß in diesen Fällen ein besonders schneller Zugriff möglich ist. Und damit noch nicht genug: Bei *deutschen* Originaltexten ist die Seitenzahl im Zitatbeleg durch Kursivschrift hervorgehoben! Hier scheint mir allerdings die Grenze erreicht, wo eine sinnvolle Hilfestellung für den Leser in ein ihn eher irritierendes typographisches Verwirrspiel umschlagen droht.

Der Autor hat die bibliographischen Angaben im Literaturverzeichnis häufig durch Standorthinweise ergänzt. Solche zusätzlichen Angaben mögen im Einzelfall durchaus hilfreich sein: So ist z. B. die in Kasan erschienene Arbeit von Kruszweski (1881) nur schwer zu finden, so daß der Hinweis, daß die Universitätsbibliothek Halle an der Saale über ein Exemplar dieser Schrift verfügt, sehr nützlich ist (weil ein langwieriges Fernleihverfahren auf diese Weise beschleunigt werden kann). In anderen Fällen aber ist der Nutzwert gering. Wem außerhalb Berlins, Bochums, Bonns usw. hilft schon die Angabe, daß ein bestimmtes Werk in einer Seminarbibliothek steht, die nur am Ort selber ihren Bestand zur Lektüre freigibt? Und die Angabe, daß der Verfasser, genau wie die Pariser Nationalbibliothek, über ein seltenes Exemplar des Buches von Baudouin de Courtenay

(1912) verfügt, mag wichtig sein – aber wozu der Hinweis darauf, daß er auch einen Sonderdruck eines neueren Aufsatzes aus einer Zeitschrift besitzt, die in verschiedenen Universitätsbibliotheken vorhanden ist (u. a. in der seiner Heimatstadt)? Solche Beispiele (s. hier I, 222 unter Minissi 1980) machen den relativen Wert solcher Einzelhinweise deutlich: Man weiß zwar, wo man die betreffenden Schriften im absoluten Notfall finden kann, nicht aber, wo sie am einfachsten zugänglich sind.

3. Die Genauigkeit, die das vorliegende Buch in formaler Hinsicht auszeichnet, ist auch unter inhaltlichem Aspekt für diese Arbeit charakteristisch. Die Darstellung der wissenschaftlichen Ansichten Baudouin de Courtenays ist ebenso präzise und zuverlässig wie die Schilderung seines Lebens. In beiderlei Hinsicht korrigiert Mugdans Arbeit eine Fülle von Mißverständnissen und Fehldeutungen früherer Interpreten und Biographen, und man kann mit Fug und Recht sagen, daß sie eine wertvolle Bereicherung der internationalen Baudouin-Forschung darstellt. Dem Linguisten von heute ist es möglich, sich ebenso einfach wie verläßlich über die verschiedensten Tätigkeitsbereiche Baudouin de Courtenays zu orientieren, und dabei sind auch für denjenigen, der mit den Arbeiten dieses polnischen Sprachwissenschaftlers schon einigermaßen vertraut war, noch manche Entdeckungen zu machen. Wem außerhalb Osteuropas war z. B. schon bekannt, daß Baudouin de Courtenay eine Fülle von detaillierten Aufzeichnungen zur sprachlichen Entwicklung seiner Kinder hinterlassen hat (vgl. I, 118 ff.)? Es gibt hier und andernorts noch manches genauer zu erkunden, noch manch weißen Fleck in unserer Kenntnis der Arbeiten Baudouin de Courtenays, den auch das vorliegende Buch nur zu lokalisieren, nicht aber detailliert auszumalen vermag.

Bei dem Versuch, Baudouin de Courtenay „als Person und als Wissenschaftler vorzustellen“, hat sich der Verfasser nach eigenen Worten (I, 2) bemüht, „ihn dabei nach Möglichkeit selbst sprechen zu lassen“. Diesen Grundsatz halte ich für außerordentlich glücklich. Es macht einen wesentlichen Vorzug des vorliegenden Buches vor der sonstigen Baudouin-Literatur aus, daß hier neben zusammenfassend referierenden Passagen immer wieder längere Zitate aus den Originalschriften (in deutscher Übersetzung) dargeboten werden. Textteile im Umfang von ca. 5 bis 15 Zeilen vermitteln dem Leser natürlich sehr viel mehr Authentizität als die sonst verbreiteten Zitatschnipsel, die gemeinhin noch nicht einmal Satzlänge erreichen. In vielen Fällen handelt es sich bei dem Wiedergegebenen um Übersetzungen zentraler Passagen aus russischen oder polnischen Arbeiten Baudouin de Courtenays, die auf diese Art und Weise den Lesern, die slavischer Sprachen unkundig sind, wenigstens im Ausschnitt zugänglich werden; hervorzuheben ist überdies, daß die Übersetzung glücklicherweise nicht so ‚frei‘ und damit irreführend ist, wie man es an vielen Stellen der englischen Übersetzung von Baudouins Werken (Baudouin de Courtenay 1972) leider feststellen muß. Die Kombination von längeren Originalzitaten und zusammenfas-

sendem Referat in diesem Buch scheint mir allüberall geglückt und geradezu vorbildlich: Dem Leser wird ein wirklich umfassender Überblick über Baudouins Leben und Werk geliefert, wobei die einzelnen Aussagen jeweils bis ins kleinste durch Originalzitate und/oder Literaturverweise belegt sind.

Bedauerlich ist nur, daß die Trennung der Darstellung nach „Leben“ einerseits und „Werk“ andererseits, die bei wissenschaftlichen Biographien ja traditionell ist, den Zusammenhang zwischen beiden zu zerreißen droht. Baudouin de Courtenay war zeit seines Lebens ein politisch denkender und auch politisch handelnder Mensch, und seine diesbezüglichen Ansichten haben auch seine wissenschaftlichen Ansichten und Arbeiten geprägt. Es ist nun keineswegs so, daß dies im ersten Kapitel des vorliegenden Buches, das sich mit Baudouins „Lebenslauf und Persönlichkeit“ beschäftigt, nicht auch gesagt würde, und auch im zweiten Kapitel, vor allem in den Abschnitten über „Sprachunterricht“ und „Didaktik der Linguistik“ (I, 131 ff.), gibt es durchaus Ansätze, seine (sprach)politischen und seine sprachwissenschaftlichen Überzeugungen im Zusammenhang zu sehen. Einen eigenständigen Abschnitt zur „Sprach(en)politik“ aber, mittels dessen man die durch die Systematik der Darstellung bedingte Trennung tendenziell wieder hätte aufheben können, sucht man in diesem Buch vergebens. Sprache als Objekt wissenschaftlicher Betätigung und Politik als Gegenstand persönlicher Auseinandersetzung werden letztlich auseinanderdividiert, und der (lebens)praktischen Orientierung bei der Nachzeichnung von Baudouins Biographie steht die theoretische Ausrichtung bei der Darstellung seines wissenschaftlichen Werks gegenüber. Jan Baudouin de Courtenay als einer der ‚Ziehväter‘ der ‚modernen‘, lies: ‚theoretischen‘ Linguistik – das ist die einseitige Perspektive, unter der man diesen Sprachwissenschaftler in Westeuropa und in den USA vor allem gesehen hat. Das vorliegende Buch ergänzt diesen Blickwinkel um manchen bisher unbeachtet gebliebenen Aspekt, bleibt aber zugleich geprägt von der bisherigen Orientierung.

4. Der Verfasser hat nach eigenem Bekunden „Baudouins Ansichten nicht nur dann dargelegt, wenn sie [ihm] besonders originell oder seiner Zeit voraus zu sein schienen“ (I, 2). Dieser Grundsatz ist für eine umfassende Darstellung, wie sie hier vorliegt, sicherlich richtig – aber es bleibt dann das Problem, daß manches, sofern es unkommentiert bleibt, als besondere Einsicht Baudouin de Courtenays erscheint, wo doch in Wahrheit nur Geläufiges und zu seiner Zeit Wohlbekanntes ausgesprochen wird. Wenn etwa berichtet wird (I, 108), daß Baudouin de Courtenay den „Gegensatz zwischen menschlichen und tierischen Lautäußerungen“ darin gesehen habe, „daß die Laute der menschlichen Sprache sich durch eine Fülle lokalisierter Sprecharbeiten auszeichnen [...] und artikuliert sind“, so mag mancher verleitet sein, zu glauben, daß wir es hier mit einer speziellen Ansicht Baudouins zu tun haben. Vertreten wird damit aber nur ein Standpunkt, den man in den verschiedensten sprachwissenschaftlichen Schriften des 19. Jahr-

hundreds finden kann<sup>2</sup> und der sich letztlich auf die antike Theorie von den Besonderheiten der 'vox articulata' zurückverfolgen läßt. Doch interessanter als derart singuläre und weit in die Geschichte der Sprachwissenschaft zurückreichende Probleme ist sicherlich das Verhältnis Baudouin de Courtenays zu seinen Zeitgenossen. Solche Fragen sind in der Baudouin-Philologie seit längerem diskutiert worden, und der Verfasser hat sie im dritten Kapitel des vorliegenden Buches wiederum aufgegriffen. Etwas genauer betrachten will ich im folgenden das Verhältnis Baudouins zu Nikolaj Kruszewski und zu Hermann Paul, und in beiden Fällen wird es dabei wesentlich um die Konzeption minimaler Lauteinheiten gehen.

4.1. Mitte der 30er Jahre hat Arend (1934) in einem kurzen Artikel, der kaum mehr ist als eine Zitatcollage, auf verschiedene Äußerungen Baudouin de Courtenays zum 'Phonem' aufmerksam gemacht. Diese Arbeit veranlaßte Firth direkt zu einer Gegendarstellung: Nicht Baudouin de Courtenay habe den Phonembegriff zuerst gebraucht, sondern – wie er selber auch zugegeben habe – sein Schüler Kruszewski, dem man „the distinct use of the terms sound, phon and phoneme“ verdanke (Firth 1934: 45). Die Basis für einen bis heute andauernden Streit war damit gelegt: ob denn nun Baudouin de Courtenay oder Kruszewski den Phonembegriff für die weitere Entwicklung der Linguistik fruchtbar gemacht habe. (Der schon bald erbrachte Nachweis, daß keiner von beiden den Terminus 'Phonem' neu geprägt hatte<sup>3</sup>, blieb dabei ohne Einfluß.)

Roman Jakobson ist bestrebt gewesen, Kruszewskis Verdienste für die Entwicklung der neueren Linguistik gehörig herauszustreichen (vgl. Jakobson 1960, 1965, 1971a, 1971b), und manch anderer in seinem Gefolge hat sich bemüht, diesen Eindruck weiter zu festigen (vgl. z. B. Klausenberger 1978). Der weltweite Ruf, den Jakobsons Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte insgesamt und zur Geschichte der Phonologie im besonderen genießen, besteht jedoch nicht unbedingt zu Recht, wie neuere Untersuchungen zeigen (vgl. Kohrt 1984 zum ‚Fall Winteler‘). In dem vorliegenden Buch wird nun Kruszewskis Rolle bei der Entwicklung des Phonembegriffs nicht nur relativiert, sondern auf die bloße Ver-

2 So ist z. B. bei Jacob Grimm (1864: 266) in seinen Bemerkungen „Über den Ursprung der Sprache“ zu lesen: „das Thier bringt [...] einzelne ähnliche Laute wie der Mensch hervor, dieser vermag sie weit reicher und allseitiger zu entfalten. Das geordnete Entfalten der Laute heißt uns gliedern, articulieren und die menschensprache erscheint eine gegliederte [...]“. Und zwei Jahre später, nachdem Jacob Grimm diese Arbeit zuerst öffentlich vorgetragen hatte, schrieb K. Heyse (1853: 5f.): „Der artikulirte Sprachlaut lässt sich [...] von andern Lauten unterscheiden, und zwar als begrenzter und geformter Laut, während der unartikulirte Naturlaut, einem mechanisch erzeugten Schalle ähnlich, ungestaltet und ohne bestimmte Begrenzung verhallt“; „[...] der artikulirte Sprachlaut [ist] der durch die Macht des intelligenten Willens gestaltete und begrenzte Laut“. Der Hinweis auf diese beiden Arbeiten um 1850 ließe sich mühelos durch zahlreiche Verweise auf frühere oder spätere Arbeiten des 19. Jh.s ergänzen.

3 Vgl. dazu genauer Koerner (1978), Kohrt (1983: I, 45ff.), Mugdan (1983).

mittlung der Ausdrucksgestalt dieses Terminus zurückgestutzt. Nikolaj Kruszewski habe „zu Baudouins Phonemtheorie nicht mehr beige-steuert als den Terminus“, indem er „lediglich das Wort ‚Phonem‘ von Saussure [1879] übernommen und auf etwas angewendet [habe], was Baudouin bereits zuvor im Rahmen der phonetischen Übersetzung und der Unterscheidung von physiologischer und morphologischer Phonetik dargestellt hatte“ (I, 157 f.). Demnach hätte Kruszewski nur ein neues Fremdwort, eine zuvor unbekannte Wortgestalt adaptiert, um ein Konzept, das von Baudouin de Courtenay entwickelt worden war, mit einem Etikett zu versehen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten von Kruszewskis Verwendung des Phonembegriffs einzugehen: Entscheidend war für seine Konzeption, daß das Phonem als ‚morphologischer Baustein‘ nicht unbedingt aus nur einem einzigen Laut bestehen mußte, sondern auch aus einer Sequenz von Lauten bzw. einem Laut samt einem Lautteil aus dessen Umgebung zusammengesetzt sein konnte (vgl. Kruszewski 1881: 14 f.). Die Grundlage für diese Überlegung, so meint der Verfasser des vorliegenden Buches, sei explizit schon bei Baudouin de Courtenay gegeben: dieser habe zuvor „auf das Mittel der ‚phonetischen Übersetzung‘ zurück[gegriffen], d. h. der Übertragung von Wörtern aus einer Sprache in eine verwandte auf der Grundlage regelmäßiger Lautentsprechungen (1877–78: II. 119); vgl. russ. *borodá* – poln. *broda* – serbokroat. *bráda* – dt. *Bart*, mit der Entsprechung *oro – ro – ra – ar*“ (I, 63).

Nun ist zwar in Baudouin de Courtenays Vorlesungsprogramm für 1877/78 (vgl. Baudouin de Courtenay 1963: II, 88 ff.) tatsächlich von einer ‚phonetischen Übersetzung‘ die Rede. Das Beispiel, das der Verfasser zur Illustration anführt, steht in diesem Text jedoch *nicht*, sondern entspricht Zeugnissen, die wir erst in späteren Arbeiten Baudouins finden.<sup>4</sup> Damit aber ist diese ‚Beweisführung‘ defektiv: Der Begriff ‚phonetische Übersetzung‘ selbst enthält keinen auch nur halbwegs klaren Hinweis darauf, daß bei einem solchen Translationsverfahren tatsächlich auch Lautsequenzen als Äquivalente für Einzellaute gewertet worden wären. Daß dies der Fall gewesen sei, ist eine bloße Interpretation, und diese Vermutung wird dann zur Grundlage dafür gemacht, Kruszewski jegliche eigene Leistung bei der Konzeption morphologisch funktionierender Lauteinheiten abzusprechen. Die besondere Sympathie des Autors für einen der Protagonisten, nämlich für Baudouin de Courtenay, droht hier zur Einseitigkeit zu führen.

4.2. In dem dritten Kapitel seines Buches folgt der Autor bei der Diskussion von Baudouins „Stellung in der Geschichte der Linguistik“ leider nur den schon weidlich ausgetretenen Pfaden der etablierten Baudouin-Philologie, innerhalb derer Fragen wie „War Baudouin ein Junggrammatiker?“, „Gab es eine Kasa-

4 Vgl. dazu die Wiedergabe der Ansichten von Baudouin de Courtenay (1881) bei Häusler (1968: 49 ff.) sowie in dem hier vorliegenden Buch (I, 65 ff.).

ner Schule?“ oder „Hat Baudouin de Courtenay wesentlich auf de Saussure eingewirkt (und/oder umgekehrt)?“ wieder und wieder diskutiert worden sind. Die Position, die der Verfasser zu den verschiedenen Problemen einnimmt, ist jeweils argumentativ gut begründet und im Normalfall auch genügend mit Fakten belegt. Neben dem kritischen Nachdenken über das schon Vor-Gedachte aber fehlt es an weiterführenden Versuchen, auch einmal diejenigen Gegenden zu erforschen, die die Vor-Denker eher links haben liegen lassen. So werden Hermann Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ in dem vorliegenden Buch zwar an der einen oder anderen Stelle erwähnt, aber ebensowenig wie in der sonstigen Baudouin-Literatur wird versucht, der Beziehung zwischen den wissenschaftlichen Konzeptionen von J. Baudouin de Courtenay und H. Paul wirklich genau nachzugehen. Wenn man dies jedoch tut, so scheint manches, was man heute für ein charakteristisches Teil von Baudouins Gedankengut hält, letztlich auf Hermann Paul zurückzugehen. Der Einfachheit halber beschränke ich mich dabei auf den Bereich der Lautforschung, dem das besondere Interesse Baudouin de Courtenays galt und wo die Nachwelt seine Forschungen am ehesten registriert hat.

Im Zusammenhang seiner Erörterung der Beziehung zwischen Baudouin de Courtenay und de Saussure schreibt der Autor, der letztere habe „ähnlich wie Baudouin mit ‚Lautbildern‘ und ‚Vorstellungen‘ operiert“ (I, 167). Das ist zweifellos richtig – aber damit wird m. E. nur eine sekundäre Korrespondenz notiert. Saussures (1916/72: 98) Redeweise von einem „image acoustique“ ist offenkundig Hermann Pauls (1886: 55) Begriff des ‚Lautbilds‘ verpflichtet, in dessen Arbeit man – da ihm das „psychische element [als] der wesentlichste factor in aller culturbewegung“ galt (Paul 1886: 6) – auch immer wieder eine mentalistische Ausdrucksweise mit Hilfe von Begriffen wie ‚Vorstellung‘ usw. findet. Lautbilder bzw. „erinnerungsbilder“ sind es laut Hermann Paul (1886: 46), „die von höchster Wichtigkeit für den lautwandel sind“ und die „die an sich vereinzelt physiologischen vorgänge unter einander verbinden, einen causalzusammenhang zwischen der frühern und spätern production des gleichen laut-complexes herstellen“. Diese psychisch gespeicherten Erinnerungsbilder machen die Reproduktion vorgegebener Lautäußerungen überhaupt erst möglich. Von dieser Konzeption läßt sich nun direkt eine Brücke zu der berühmten Definition des Phonems bei Baudouin de Courtenay (1895: 9) schlagen:

Das Phonem = eine einheitliche, der phonetischen Welt angehörende Vorstellung, welche mittelst [sic!] psychischer Verschmelzung der durch die Aussprache eines und desselben Lautes erhaltenen Eindrücke in der Seele entsteht = psychischer [sic!] Aequivalent des Sprachlautes.

Die Phoneme sah Baudouin de Courtenay zum einen als einheitliche Größen, zum anderen aber auch als zerlegbar an (ebd.):

Mit der einheitlichen Vorstellung verknüpft sich (associiert sich) eine gewisse Summe einzelner anthrophonischer Vorstellungen, welcher einerseits Articulations-Vorstellungen,

d.h. Vorstellungen vollzogener oder in Vollziehung begriffener physiologischer Articulationsarbeiten, andererseits aber akustische Vorstellungen, d.h. Vorstellungen gehörter oder im Gehörtwerden begriffener Resultate jener physiologischen Arbeiten, sind.

Die Ausspracheelemente, die jeweils Teile der Phoneme sind, bezeichnete Baudouin de Courtenay (1910: 69) später dann als „Kineme“, und die ergänzenden auditiven Elemente als „Akusmen“.<sup>5</sup>

All dies wird in dem vorliegenden Buch auch genauestens referiert (I, 70 ff.). Worauf allerdings nicht hingewiesen wird, ist die Tatsache, daß eine solche Trennung zwischen produktiven und rezeptiven Anteilen lautlicher Vorstellungen schon ganz explizit in Hermann Pauls „Principien der Sprachwissenschaft“ vorgebildet war: in der Scheidung des „Bewegungsgefühls“ von den „Tonempfindungen“ (Hermann Paul 1886: 46). Es handle sich hier, wie Paul (ebd.) betont, „natürlich nicht [um] bloss physiologische, sondern auch [um] psychologische processe“, die „eine bleibende psychische wirkung“ hinterlassen; aus den produktiven und den rezeptiven Eindrücken konstituieren sich dann die lautlichen Vorstellungen, also die oben bereits angeführten ‘Erinnerungsbilder’.

Die „terminologische Neuerung“, die der Verfasser in Baudouins Redeweise von ‘Kinemen’ und ‘Akusmen’ erblickt (I, 72), überformt also nicht nur jene faktische Scheidung, die Baudouin de Courtenay schon Ende des vorigen Jahrhunderts vorgenommen hatte, sondern rekonstruiert in neuer Begrifflichkeit bloß die alte Trennung, die wir schon bei Hermann Paul finden.<sup>6</sup> Diese Übereinstimmung ist in der Baudouin-Literatur bis heute ignoriert worden. Zwar finden sich allgemeine Hinweise wie der von Di Salvo (1975: 57), daß Hermann Paul „per molti aspetti vicino a Baudouin“ gewesen sei, aber bei der Diskussion der Frage der Teilbarkeit des Phonems wird Paul dann nicht weiter erwähnt (vgl. z. B. Häusler 1968: 65 ff., Ruskiewicz 1973). Auch das vorliegende Buch macht da keine Ausnahme, obwohl es doch sonst so sorgfältig erarbeitet ist und obwohl im Literaturverzeichnis gar zwei verschiedene Ausgaben von Hermann Pauls „Principien der Sprachgeschichte“, nämlich die Erstausgabe von 1880 und die (fünfte) ‚Ausgabe letzter Hand‘ von 1920, angeführt werden.

5. Der zweite Band, als dessen „Einleitung“ die Ausführungen im ersten gedacht waren, enthält neben Vorbemerkungen des Herausgebers einen biographischen Artikel zu Baudouin de Courtenay, den seine Tochter Ewelina Małachowska eigens für diesen Band geschrieben hat, sowie dessen „Ausgewählte Werke in

5 Von 1915 ab (und nicht erst seit 1927, wie es noch bei Häusler 1968: 66 f. zu lesen war) vereinigte Baudouin Kineme und Akusmen als Paare miteinander verbundener Vorstellungskomponenten unter dem Begriff des ‘Kinakems’ (I, 73). Diese spätere terminologische Ergänzung ist hier ohne Belang.

6 Damit soll keinesfalls behauptet werden, daß sie dort ohne Voraussetzungen völlig neu geschaffen worden wäre; Hermann Paul (1886: 46) verweist z. B. im Zusammenhang mit dem Begriff des ‘Bewegungsgefühls’ auf eine ganze Reihe psychologischer Arbeiten und führt den Terminus selbst auf Lotze (1852: 304) zurück.

deutscher Sprache“ (im Faksimile<sup>7</sup>). Der Titel dieses Bandes ist so zu verstehen, daß nur solche Werke aufgenommen wurden, die Baudouin de Courtenay schon ursprünglich auf deutsch veröffentlicht hat, und daß nicht alle dieser deutschsprachigen Arbeiten in diesem Band abgedruckt sind. Es handelt sich also um eine Auswahl, die auf einem zweifachen Ausschluß beruht: zum einen dem mancher deutsch geschriebener Werke, zum anderen dem aller ursprünglich fremdsprachigen Arbeiten.

5.1. Bleiben wir zunächst bei der Wahl, die der Herausgeber unter all den wissenschaftlichen Werken Baudouin de Courtenays getroffen hat, die im Original auf deutsch erschienen sind. Zwei Kriterien haben den Herausgeber nach eigenen Worten bei seinen Entscheidungen geleitet: nicht aufgenommen werden sollten Arbeiten, die „zu sehr auf Detailfragen eingehen“ und/oder die „vielerorts verfügbar“ sind (II, ix). Beide Grundsätze scheinen mir vernünftig, und die Sammlung von Arbeiten, die auf dieser Basis zustande gekommen ist, ist zweifellos für viele Leser nützlich und informativ, mag ihr Interesse sich auch auf die Erforschung dieser oder jener Einzelsprache richten. Alle Arbeiten Baudouin de Courtenays, die in dem vorliegenden Band enthalten sind<sup>8</sup>, haben m. E. diese Aufnahme durchaus verdient. Jedoch vermisse ich zwei Aufsätze, die mir recht wichtig erscheinen (und die der „linguistische Normalverbraucher“ auch nicht an jeder Straßenecke findet). Daß diese Artikel hier nicht erscheinen, halte ich insbesondere deshalb für bedauerlich, weil sie jeweils ein bezeichnendes Licht auf Baudouin de Courtenays Persönlichkeit und sein wissenschaftliches Vorgehen werfen.

Gemeint ist dabei zunächst einmal der Aufsatz „Zur ‚Sonanten‘-Frage“ (Baudouin de Courtenay 1909). In wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive ist dieser Artikel letztlich nur ein Nachklapp zu der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts heftig geführten Diskussion, ob man mit silbischen Nasalen und Liquiden in der indogermanischen Grundsprache rechnen solle.<sup>9</sup> Nicht um das fakti-

7 Bei all diesen faksimilierten Arbeiten sind die Seitenzahlen der Originalpublikation dankenswerterweise in Klammern mit angegeben.

8 Folgende deutschsprachige Arbeiten Baudouin de Courtenays sind in diesem Sammelband enthalten: „Übersicht der slavischen Sprachenwelt“ (1884), „Vermenschlichung der Sprache“ (1893), „Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen“ (1895), „Zur Frage über die ‚Weichheit‘ und ‚Härte‘ der Sprachlaute“ (1908), „Klassifikation der Sprachen“ (1910), „Einfluss der Sprache auf Weltanschauung und Stimmung“ (1929) sowie „Fakultative Sprachlaute“ (1929).

9 Die Untersuchung von Brugmann (1876) zur „Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache“, deren Bedeutung man Pedersen (1962: 284) zufolge „kaum überschätzen kann“, war eine unter mehreren Arbeiten, die die indogermanische Sprachwissenschaft zu Beginn des letzten Viertels des 19. Jh.s entscheidend voranbrachten (vgl. Koerner 1976, Hoenigswald 1978 sowie die ergänzenden Hinweise bei Kohrt 1984: 5 ff.). Ganz gleich, ob nur kurze oder zusätzlich noch lange Nasale und Liquiden angenommen wurden (vgl. de Saussure 1879) – das Postulat solcher Einheiten für die indogermanische

sche Gewicht dieses Beitrags in der Diskussion um die Sonantentheorie geht es hier, sondern vor allem<sup>10</sup> um den grundsätzlichen methodischen Ansatz. Für Baudouin de Courtenay charakteristisch sind die metakritischen Überlegungen, die das forschende Individuum selbst in den Kreis der wissenschaftlichen Betrachtungen mit einbeziehen: Es ist ihm in dieser Arbeit insbesondere um den Nachweis zu tun, daß all jene, die die Existenz sonantischer Liquide und Nasale grundsätzlich leugnen, durch ihre sprachliche Alltagspraxis daran gehindert werden, das faktisch Vorhandene richtig zu erkennen.<sup>11</sup> Und so hat dieser Artikel neben dem besonderen auch noch ein allgemeines Thema mit einer klaren Moral: Wer es nicht versteht, sich aus den als naturnotwendig empfundenen Zwängen der eigenen Sprachpraxis zu befreien, wer nicht bereit ist, die Basis der eigenen Erkenntnis kritisch zu reflektieren, dessen Tun muß notwendigerweise zu falschen sprachwissenschaftlichen Analysen führen, zu „Vorurteile[n] und Selbsttäuschungen, welche [...] zu einer Quelle falscher Schlußfolgerungen werden“ (Baudouin de Courtenay 1909: 82). Es ist mehr als schade, daß dieser Appell, der sich in einem Aufsatz von nicht mehr als 9 Seiten findet, hier nicht aufgenommen worden ist.

Gleichermaßen erhellend in bezug auf Baudouin de Courtenays wissenschaftliche Praxis scheint mir auch ein anderer Artikel, der hier ebenso wenig abgedruckt ist: sein „Kurzes Resumé der ‚Kašubischen Frage‘“ (Baudouin de Courtenay 1904b). Zugegeben: dieser Aufsatz ist recht speziell, und es werden in ihm viele Detailfragen erörtert, die allein für Slavisten interessant sind. Gerade dieser Aufsatz aber macht die Verbindung von politischen und wissenschaftlichen Fragestellungen deutlich, die ein wesentliches Charakteristikum von Baudouin de Courtenays Tätigkeit ausmacht. Daß (sprach)wissenschaftliche Aussagen nicht

Grundsprache blieb lange Zeit umstritten (vgl. noch Bechtel 1892: 114 ff., Schmidt 1895), setzte sich dann aber endgültig durch. (Daß die Frage der Sonanten auch für die frühe Geschichte des Phonembegriffs von besonderer Bedeutung gewesen ist, ist bislang überhaupt nicht gesehen worden; vgl. dazu die Erörterungen bei Kohrt 1983: I, 45 ff.)

10 Die Arbeit von Baudouin de Courtenay (1909) ist auch noch in manch anderer Hinsicht interessant. Hier werden z. B. die Phoneme „als kraft einer unbewußten Abstraktion gewonnene und von dem wissenschaftlichen Denken verwertete Fiktionen“ bezeichnet (Baudouin de Courtenay 1909: 77, Hervorhebung von mir). Angedeutet wird mit dieser Formulierung eine Sichtweise, die erst sehr viel später von Panconcelli-Calzia (1947) im Anschluß an Vaihingers „Philosophie des Als Ob“ umfassend ausgeführt worden ist, und es ist schade, daß dieser Punkt im vorliegenden Zusammenhang auch bei der Nachzeichnung von Baudouins „psychologischem Phonembegriff“ (I, 68 ff.) unbeachtet bleibt.

11 Eine parallele Argumentationsweise findet sich bei Baudouins Zeitgenossen Jost Winteler, der in seiner Untersuchung der Kerenzer Mundart u. a. argumentiert, daß Ernst Brücke (1863) die Relevanz der Fortis-Lenis-Unterscheidung im oberdeutschen Konsonantismus nicht habe aufgehen können, weil er Niederdeutscher gewesen sei und der betreffende Gegensatz im niederdeutschen Bereich überhaupt keine Rolle spiele (s. Winteler 1876: 23). (Zum Hintergrund dieser Argumentation vgl. Kohrt 1984: 28 ff.)

einfach im luftleeren Raum stehen, daß sie durchaus politisch relevant sind (oder zumindest sein können) – hier hätte der Leser eine deutliche Illustration für diese Überzeugung gehabt. Mag dieser Artikel auch, wie der Herausgeber ausdrücklich sagt (II, ix), „zu sehr auf Detailfragen eingehen“ – eine solche Detailliertheit der Diskussion ist sicher gerade bei Problemen mit handfesten politischen Implikationen wünschenswert, wo sonst allzu vieles mit dem Holzhammer erledigt zu werden droht. Die Tatsache, daß diese Schrift Baudouins nicht in den Sammelband seiner Schriften aufgenommen worden ist, korrespondiert mit dem oben schon erwähnten Manko des ersten, darstellenden Bandes: daß nämlich die vielfache Verklammerung von politischer und wissenschaftlicher Tätigkeit bei Baudouin de Courtenay nicht ausreichend widerspiegelt wird.

5.2. Zeit seines Lebens hat Baudouin de Courtenay Arbeiten in den verschiedensten europäischen Sprachen veröffentlicht, ohne daß damit klare thematische Gruppenbildungen verbunden gewesen wären. Für die Wahl der Sprache, in der die eine oder andere wissenschaftliche Arbeit geschrieben wurde, gaben oftmals äußerliche Umstände den Ausschlag. Dies gilt natürlich auch für die ursprünglich in deutscher Sprache erschienenen Schriften, wie der Herausgeber ausdrücklich feststellt (II, ix). Eine „Werkauswahl, die nur solche Arbeiten enthält, die Baudouin (eher zufällig) auf deutsch verfaßt hat“ (I, 2), ist deshalb von vornherein problematisch, da sie die zufällige Vorauswahl, die durch die sprachliche Natur der Erstpublikationen gegeben ist, als orientierenden Rahmen akzeptiert. Notgedrungen müssen wichtige Arbeiten ausgespart werden, einfach aus dem äußerlichen Grunde, daß sie ursprünglich in anderen Sprachen erschienen sind.

Die vorliegende Zusammenstellung von deutschsprachigen Originalpublikationen Baudouin de Courtenays ist sicherlich nützlich, da diese Arbeiten gemeinhin nur in wenigen deutschen Bibliotheken vorhanden sind. Noch hilfreicher für den deutschen Leser wäre aber eine Sammlung von Übersetzungen jener Arbeiten, deren Lektüre ihm nicht nur durch mangelnde Verfügbarkeit der betreffenden Schriften, sondern durch sprachliche Barrieren erschwert oder schier unmöglich gemacht wird. Es ist dringendst zu wünschen, daß die vorliegenden beiden Bände (zumindest) noch um einen dritten ergänzt werden, der eine Auswahl von Übersetzungen wichtiger fremdsprachiger Arbeiten Baudouin de Courtenays enthält. Bei der Verfertigung eines solchen Sammelbandes sollte man danach trachten, die Fehler der englischsprachigen Baudouin-Anthologie (s. Baudouin de Courtenay 1972) zu vermeiden: Es sollte jeweils nach der Originalpublikation übersetzt werden, nicht nach vorherigen Sammelausgaben, der jeweilige Text sollte grundsätzlich ungekürzt erscheinen, und die Übersetzung sollte sich eng an das Original halten, ohne in ‚freier Wiedergabe‘ Interpretationen in das Übersetzte mit einfließen zu lassen. Welche Arbeiten sinnvollerweise in eine solche Sammlung aufzunehmen wären, müßte noch genauer überlegt werden. Notwendig erscheint mit vor allem eine Übersetzung von Baudouins

Vorlesungsprogrammen aus den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts<sup>12</sup> sowie eine vollständige Übersetzung seines Artikels über die Lautgesetze (Baudouin de Courtenay 1910), neben vielem anderen, was ebenfalls sinnvoll wäre wie eine Übersetzung der ersten sprachwissenschaftlichen Arbeit, die Baudouin de Courtenay überhaupt geschrieben hat und die erst posthum veröffentlicht worden ist (Di Salvo 1975: 77 ff.). Ein weiteres Desiderat ist die Übersetzung von Baudouin de Courtenays „Abriß der Geschichte der Sprachwissenschaft oder Linguistik (Glottologie)“ aus dem Jahre 1909, der bislang unbeachtet geblieben ist und auf den im ersten der vorliegenden Bände so nachdrücklich hingewiesen wird (I, 136f.); es wäre wohl am besten, wenn von diesem umfangreichen Werk eine sorgfältige englische Übersetzung hergestellt würde.

6. Fassen wir die bisherigen Überlegungen kurz zusammen. Der Überblick über Baudouin de Courtenays Leben und Werk, den der Verfasser im ersten der hier vorliegenden Bände liefert, ist ebenso umfassend wie zuverlässig. Die Darstellung ist wirklich mit außerordentlicher Sachkenntnis und sehr viel Engagement geschrieben, und es handelt sich um ein Musterbeispiel an Detailgenauigkeit, die an keiner Stelle des Buches in Pedanterie oder kleinliche Erbsenzählerei ausarten würde. Angesichts der vielen Vorzüge dieses Buches können die obigen kritischen Bemerkungen nicht mehr als Marginalien sein. Durch eine umfassende Aufarbeitung der vorherigen historiographischen Literatur, die immer wieder mit den vielen Originalquellen konfrontiert und daran gemessen wird, wird der gegenwärtige Kenntnisstand der Baudouin-Forschung überzeugend dokumentiert, und es wird damit ein Markstein gesetzt, von dem man in Zukunft getrost ausgehen kann, um das eine oder andere bislang noch unzureichend Erforschte genauer zu klären (wie z. B. die Beziehung zwischen Jan Baudouin de Courtenay und Hermann Paul). Ansonsten kann man sich nur wünschen, daß es in Zukunft mehr Bücher dieser Qualität zur Wissenschaftsgeschichte der Linguistik geben wird, nicht nur in jenen Bereichen, die bisher wenig bekannt sind, sondern gerade auch auf jenen Gebieten, die man allzu gut zu kennen meint.

Der zweite hier zur Diskussion stehende Band, der eine Auswahl von deutschsprachigen Schriften Baudouin de Courtenays enthält, ist ebenso sorgfältig gearbeitet wie der erste. Mögen auch zwei Artikel fehlen, die der Rezensent gern in dieser Sammlung enthalten gesehen hätte – die hier aufgenommenen Arbeiten Baudouins sind ohne Zweifel geeignet, ein gutes, facettenreiches Bild von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu vermitteln. Daß man sich mehr als eine Zusammenstellung von Reprints gewünscht hätte, steht auf einem anderen Blatt, und es ist zu hoffen, daß die beiden vorliegenden Bände dem linguistischen Lesepu-

12 Eine solche Übersetzung wäre schon deshalb angebracht, weil der erste deutschsprachige Text Baudouin de Courtenays, der in dem vorliegenden Sammelband erscheint, erst aus dem Jahre 1884 stammt.

blikum in der Bundesrepublik soviet Appetit machen, daß demnächst auch an eine Übersetzung von Schriften Baudouin de Courtenays gedacht werden kann. Sinnvoll wär's.

### Literaturnachweis

- [Arend 1934] Arend, M. Z.: *Baudouin de Courtenay [and the phoneme idea]*. – In: *Le Maître Phonétique* 45 (1934), 2–3.
- [Baudouin de Courtenay 1877–78] Boduën-de-Kurtené, I. A.: *Podrobnaja programma lekcij... v 1876–77 učebnom godu*. – In: *Izvěstija Imperatorskago Kazanskago Universiteta* [I:] 13 (1877), 309–324; [II:] 14 (1878), 61–133.
- [Baudouin de Courtenay 1881] –: *Někotorye otděly „sравnitel'noj grammatiki“ slavjanskix jazykov*. – In: *Russkij Filologičeskij Věstnik* 5 (1881), 265–344.
- [Baudouin de Courtenay 1895] Baudouin de Courtenay, Jan: *Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen. Ein Capitel aus der Psychophonetik*. – Straßburg: Trübner 1895.
- [Baudouin de Courtenay 1904a] –: *Kwestya alfabetu litewskiego w państwie rosyjskiem i jej rozwiązanie*. – Kraków: Choloniowski 1904.
- [Baudouin de Courtenay 1904b] –: *Kurzes Resumé der „Kašubischen Frage“*. – In: *Archiv für slavische Philologie* 26 (1904), 366–406.
- [Baudouin de Courtenay 1909] –: *Zur „Sonanten“-Frage*. – In: *Indogermanische Forschungen* 25 (1909), 77–85.
- [Baudouin de Courtenay 1910] –: *O „prawach głosowych“*. [Mit frz. Resümee:] *Les lois phonétiques*. – In: *Rocznik Slawistyczny* 3 (1910), 1–82.
- [Baudouin de Courtenay 1912] Boduën-de-Kurtené, I. A.: *Ob otnošenii russkago pis'ma k russkomu jazyku*. – Sankt-Peterburg: Obnovlenie Školy 1912.
- [Baudouin de Courtenay 1963] –: *Izbrannye trudy po obščemu jazykoznaniju*. T. I & II. – Moskva: Izd. AN SSSR 1963.
- [Baudouin de Courtenay 1972] *A Baudouin de Courtenay anthology. The beginnings of structural linguistics*. Ed.: Edward Stankiewicz. – Bloomington & London: Indiana University Press 1972.
- [Bechtel 1892] Bechtel, Fritz: *Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher*. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1892.
- [Bruche-Schulz 1984] Bruche-Schulz, Gisela: *Russische Sprachwissenschaft. Wissenschaft im historisch-politischen Prozeß des vorsowjetischen und sowjetischen Rußland*. – Tübingen: Niemeyer 1984. = *Linguistische Arbeiten*. 151.
- [Brücke 1863] Brücke, Ernst: *Über eine neue Methode des phonetischen Transscription*. – Wien: K. K. Hof- und Staatsdruckerei 1863.
- [Brugmann 1876] Brugmann, Karl: *Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache*. – In: *Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik* 9 (1876), 285–338.
- [Di Salvo 1975] Di Salvo, Maria: *Il pensiero linguistico di Jan Baudouin de Courtenay. Lingua nazionale e individuale – con un'antologia di testi e un saggio inedito*. – Venezia & Padua: Marsilio 1975.
- [Feudel 1976] Feudel, Günter: *Baudouin de Courtenay und F. de Saussure – zwei Traditionslinien in der Entwicklung der Sprachwissenschaft*. – In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 29 (1976), 529–533.
- [Firth 1934] Firth, John Rupert: *[The word 'phoneme']*. – In: *Le Maître Phonétique* 46 (1934), 44–46.
- [Garbe 1984] Garbe, Burckhard: *Graphemtheorien und mögliche Strukturmodelle zur Beschreibung der Orthographie*. – [Tischvorlage für das Expertenkolloquium "Graphema-

- tik und Orthographie" an der Universität Gesamthochschule Siegen, 2.-3.11.1984; photomech. vervielf.].
- [Grimm 1864] Grimm, Jacob: *Über den ursprung der sprache*. – In: Grimm, Jacob: *Kleinere Schriften*. Erster Band. – Berlin: Dümmler 1864. S. 255–298.
- [Häusler 1968] Häusler, Frank: *Das Problem Phonetik und Phonologie bei Baudouin de Courtenay und in seiner Nachfolge*. – Halle (Saale): VEB Max Niemeyer 1968. [Zweite, um einen Nachtrag erweiterte Aufl.: ebd. 1976].
- [Heyse 1853] Heyse, Karl: *System der Sprachlaute*. – In: *Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache* 4 (1853), 3–74.
- [Hoenigswald 1978] Hoenigswald, Henry M.: *The annus mirabilis 1876 and posterity*. – In: *Transactions of the Philological Society* (1978), 17–55.
- [Jakobson 1960] Jakobson, Roman: *Kazańska szkoła polskiej lingwistyki i jej miejsce w światowym rozwoju fonologii*. – In: *Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego* 19 (1960), 3–34.
- [Jakobson 1965] Jakobson, Roman: *L'importanza di Kruszewski per lo sviluppo della linguistica generale*. – In: *Ricerche slavistiche* 13 (1965), 3–23.
- [Jakobson 1971a] –: *The Kazan' school of Polish linguistics and its place in the international development of phonology*. – In: J', R': *Selected Writings II. Word and Language*. – The Hague & Paris: Mouton 1971. S. 394–428.
- [Jakobson 1971 b] –: *Značenie Krushevskogo v razvitii nauki o jazyke*. – In: J', R': *Selected Writings II. Word and Language*. – The Hague & Paris: Mouton 1971. S. 429–450.
- [Jasińska 1974] Jasińska, Maria: *Bibliografia prac Jana Ignacego Niecisława Baudouin de Courtenay*. – In: Baudouin de Courtenay, Jan: *Dziela wybrane*. T.I. Wyd. Przemysław Zwoliński. – Warszawa: PWN 1974. S. 99–143.
- [Klausenburger 1978] Klausenburger, Jürgen: *Mikolaj Kruszewski's theory of morphophonology. An appraisal*. – In: *Historiographia linguistica* 5 (1978), 109–120.
- [Koerner 1972] Koerner, E. F. Konrad: *Jan Baudouin de Courtenay: His place in the history of linguistic science*. – In: *Canadian Slavonic Papers* 14 (1972), 663–682.
- [Koerner 1976] –: *1876 as a turning point in linguistics*. – In: *Journal of Indo-European Studies* 4 (1976), 333–353.
- [Koerner 1978] –: *Zu Ursprung und Entwicklung des Phonem-Begriffs. Eine historische Notiz*. – In: *Sprache in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Heinrich Matthias Heinrichs zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Dietrich Hartmann, Hansjürgen Linke und Otto Ludwig. – Köln & Wien: Böhlau 1978. S. 82–93.
- [Kohrt 1983] Kohrt, Manfred: *Grundlagenstudien zu einer Theorie der deutschen Orthographie*. Bd. I: *Problemgeschichte des Graphembegriffs und des frühen Phonembegriffs*. Bd. II: *Theoretische Aspekte der deutschen Orthographie*. – Habilitationsschrift, Westf. Wilhelms-Universität Münster 1983. Erscheint in der Reihe *Germanistische Linguistik*. Tübingen: Niemeyer].
- [Kohrt 1984] –: *Phonetik, Phonologie und die "Relativität der Verhältnisse"*. *Zur Stellung Jost Winteler's in der Geschichte der Wissenschaft*. – Stuttgart: Steiner 1984. < *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 47.
- [Kruszewski 1881] Kruszewski, Nikolaj: *Ueber die Lautabwechslung*. – Kasan: Universitätsbuchdruckerei 1881.
- [Lotze 1852] Lotze, Hermann: *Medizinische Psychologie*. – Leipzig: Weidmann 1852.
- [Minissi 1980] Minissi, Nullo: *Ferdinand de Saussure, Jan Baudouin de Courtenay e la linguistica del tempo*. – In: *Belfagor* 35 (1980), 21–28.
- [Mugdan 1983] Mugdan, Joachim: *The origin of the phoneme: Farewell to a myth*. – [Photomech. vervielf. Erscheint in: *Lingua Posnaniensis* 28 (1985)].
- [Panconcelli-Calzia 1947] Panconcelli-Calzia, Giulio: *Das Als Ob in der Phonetik*. – Hamburg-Bergedorf: Stromverlag 1947.
- [Paul 1886] Paul, Hermann: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 2. Aufl. – Halle: Niemeyer 1886.

- [Pedersen 1962] Pedersen, Holger: *The discovery of language. Linguistic science in the nineteenth century.* – Bloomington, Ind.: Indiana University Press 1962.
- [Porzeziński 1927] Porzeziński, Wiktor: *Die allgemeine Sprachwissenschaft in Polen seit 1868.* – In: *Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego* 1 (1927), 47–79.
- [Rothstein 1976] Rothstein, Robert A.: *Poprawki i dodatki do „Bibliografii prac Jana Ignacego Niecislawa Baudouin de Courtenay”.* – In: *Poradnik Językowy* (1976), 41–44.
- [Ruszkiewicz 1973] Ruszkiewicz, Piotr: *Baudouin de Courtenay and the theory of distinctive features.* – In: *Biuletyn Fonograficzny* 14 (1973), 91–99.
- [de Saussure 1879] de Saussure, Ferdinand: *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes.* – Leipzig: Teubner 1879.
- [de Saussure 1916/72] –: *Cours de linguistique générale.* – Paris: Payot 1916. [Édition critique préparée par Tullio de Mauro. – Paris: Payot 1972].
- [Scheerer 1980] Scheerer, Thomas: *Ferdinand de Saussure. Rezeption und Kritik.* – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1980.
- [Schmidt 1981] Schmidt, Hartmut: *Zur Beurteilung des Organismuskonzepts durch J. Baudouin de Courtenay.* – In: *Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte* 86 (1981), 55–73.
- [Schmidt 1895] Schmidt, Johannes: *Kritik der Sonantentheorie. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung.* – Weimar: Böhlau 1895.
- [Stankiewicz 1972] Stankiewicz, Edward: *Baudouin de Courtenay: His life and work.* – In: (Baudouin de Courtenay 1972). S. 3–48.
- [Vasmer 1947] Vasmer, Max: *J. Baudouin de Courtenay. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.* – In: *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft* 1 (1947), 71–77.
- [Winteler 1876] Winteler, Jost: *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt.* – Leipzig & Heidelberg: Winter 1876.

Eingereicht am 15.11.1984